

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1938

40 (2.10.1938)

Die Heimat in Böhmen

Über dem Tale von Karlsbad lag noch der Nebel. Als er sich gegen Mittag hob, sah der Mann, was er als Kind nie gesehen: den weiten, von dünnem Schnee bedeckten Kranz des Erzgebirges im Nordwesten. Im Autobus schaute er allen Leuten ins Gesicht, denn ihm war es, als müßte er, wie vor dreißig Jahren, noch alle Leute aus dem Gebirge kennen.

In den Park! Rasch, grußlos, nur weiter, in den Park, in den Park der Kinderzeit!

Dort steht der vierstöckige hohe Kasten der Fabrik. Die Mauern haben den Ausfall, der Bewurf bröckelt ab, die Fenster sind zerbrochen, Pappendeckel verfliegen die Luken und schämen vor Kälte. Kein Dampf, der peitschend aus dem Kesselhaus stößt, kein Klirren der Maschinen.

Der Mann würgt es in der Kehle. Er fragt leise, was geschehen ist. Die Fabriken stehen still. Niemand will mehr Spigen. Nur in den kleinen geduckten Häuschen klimpern hin und wieder noch die Klappelrädchen unter mageren Fingern. Einige Sticker sind in die neuen Hand- schuhfabriken gegangen, die andern sind müde und warten auf bessere Zeiten. In manchen alten Fabriken haben sich neue Werkstätten niedergelassen, die englische Auf- schriften tragen, denn ihre Ware geht nach Amerika.

Der Mann durchwandert das Gebirge. Er muß etwas suchen. Nirgends ist Jubel oder Ueberchwang, sogar die Bilder des heiligen Johannes von Nepomuk auf den Brücken stehen steif und verlassen da, als friere es sie hier oben im Gebirge. Silber und Zinn, die man hier gewonnen hat, und das Geld, das die Erze getragen haben, sie müssen wohl seit jeher aus dem Lande gewandert sein, zurückgeblieben ist nur in den alten Holzhäusern eine zührende, fast edle Armut mit vielen gesunden Kindern und der nie verlegenden Hoffnung, auch einmal emporkommen zu können. Diese Wälder waren erst zur Zeit der Entdeckung Amerikas gerodet und von Bergleuten aus Sachsen, aus Thüringen und aus dem Harz bepflanzt worden. Und als die Bergwerke unergiebig geworden waren, da hatte sich das aus so vielen Stämmen gemischte Volk oben im Gebirge durch Holzarbeiten und Spitzklöppeln fortbringen müssen, und um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts waren sie in die Fabriken gezogen, denn das farge Land konnte sie selbst nicht ernähren. Dieses harte Beschlehen des Erwerbes, dieses rasche Zurück- wachen hat wohl die Leute so spitz, so stink und so misig gemacht, daß sie dem Knaben einst, verglichen mit den Menschen aus der Ebene unten, den schweren, langsam, stumpfen, so lieb geworden waren.

Zwischen all diesen über die Höhen des Gebirges hin verstreuten Ortschaften, die sich gar stolz „freie Berg- städte“ nennen, mit ihrer durcheinandergerüttelten Ver- gangenheit und den alten verfallenden und den neuen arbeitenden Fabriken liegt unbefümmert wie einst dieses Land der Hochmoore, der dunklen, steinüberhängten Wälder und der Wiesen mit dem kinderhaarweißen Büschel- gras. Da liegt es in seiner rauhen Kargheit und läßt die Menschen nicht zu dicht aneinanderrücken, dieses Land ohne Feldfrucht, mit den grellroten Beeren der Ebereschen an den windigen Straßen. Und der Mann sieht, daß sich das Menschenwerk nur gegen das wirkende Leben erhält, wenn es immer von Neuem gestiftet, abgefordert und betrent wird. Nun gehört ihm hier nichts mehr und doch ist ihm alles zu eigen geworden, und ihm ist's, als könnte er um dieses geliebte Stück Erde am Rande des großen Kessels von Böhmen den Arm schlingen, wie um die Mutter selbst. Ist nun die Reise in die Kinderzeit schon zu Ende oder steht noch etwas?

Es steht noch etwas. Der Mann will auch die beiden Städte sehen, in denen er als Kind zur Schule gegangen ist.

Er fuhr also auch nach Eger, er kam an den aufgerissenen Klanken der Erde im Braunföhnengebiet vorbei, er fuhr unter dem mit bräunlichem Rauch verhängten Himmel dahin. In Eger stand er auf dem großen Platz neben dem Sockel des gestirzten Denkmals Kaiser Josef II. Aber das, was er sieht, ist keine böhmische und keine österreichische Stadt: die hohen, schwarzen Giebelhäuser der Häuser gemahnen an Franken oder an Hessen. Man muß auf dem Marktplatz in Eger gekandelt sein. Denn hier ist dieser Stadt spricht alles von Dauer und Treue. Hier wurden einst, zur kaiserlichen Zeit, die Offiziere, die nicht unmittelbar aus der Stadt kammen, als die „Dahergeroffenen“ angesehen, und dieser Stolz gegen das Fremde scheint sich auch heute nicht geändert zu haben.

Von der alten Kaiserpfalz Barbarossas blickt der Mann in das liebliche Egertal, und auch hier schrumpfen die Weiten von einst zusammen, und an den Rändern des Blickfeldes erheben sich niegeliebene Berge. Der Mann geht Straße für Straße ab, schaut wieder in alle Kirchen, betritt die erlösten Höfe mit der buntpflanzenden Wäpche, blickt vor dem lanna- schwarzen Turm stehen und findet, daß es gut ist, hin und wieder in der Vergangenheit Einsicht zu halten.

Nach Prag fuhr der Mann nur mit Widerstreben. Die Beamten auf der Post und auf der Bahn hatten oben im Gebirge und unten im Flachland, wo man früher kaum jemals ein tschechisches Wort gesprochen hatte, zu laut, zu sehr in der Absicht, weit gehört zu werden, gesprochen. Daß der Mann gar das andere Volk? Hat er es nie geliebt? Ach, man liebt doch meist die anderen Völker nicht, mit denen man ein Land, einen Boden, eine Stadt teilen muß.

Aber fernab der Heimat, in einem rein deutschen Lande, hatte dem Manne oft diese einsam nur mühsam verstandene Sprache gefehlt, wie eine entfallene Stimme eines mehrstimmigen Liedes. Er hatte oft mit Sehnsucht der Hochstischen bald traurigen, bald frechen Lieder der Soldaten



Wir wollen heim ins Reich

Sudetendeutscher Bauer hat seinen Hof auf bisher tschechischem Boden stehen, seine Wiese liegt auf der anderen Seite des Grenzaches in Schlesien (Mauritius)

gedacht, ja, er hatte sich sogar gestreut, wie einen fernen Klang aus der Jugendzeit, hin und wieder ein paar Wörter der anderen Sprache zu hören. Aber nicht nur der Klang jener als so häßlich verhassten Sprache, auch die Menschen waren ihm, ohne daß er darüber nachgedacht hätte, lieb gewesen, die gutmütige, böhmische Köchin und der arme, weinende Soldat, der, nach dem Grund seiner Trauer befragt, geantwortet hatte: „Weil Krieg ist.“

Diese Wiedersehensstunde mit dem anderen Volke war ihm nun allent- halben gründlich verleidet worden. Von all dem, was die Tschechen lebens- wert macht, von ihrem tiefen Erbe zur Freundlichkeit, von ihrem Drang zu Liebe und Gefälligkeit, von ihrer Heiterkeit und etwas derben Anmut, war nichts zu spüren gewesen, denn alle, die ihm in diesem Gebiete be- gegnet waren, trugen sich mit einer feinen, diesem Volke gänzlich fremden und daher oft so befremdenden Würde.

Aber der Anblick des alten Pulverturmes in Prag wirkt alle Bedenken über den Haufen. Die Wasser einem alten Bachbett, folgt der Mann den Kinderwegen durch die Altstadt, zum Rathaus hin, vor die alte Apostel- uhr mit Tod und Tieren. Die Türme der Heinkirche blicken auf den großen Platz. Das häßliche Haus-Denkmal an der Stelle der gestirzten Mariensäule, das groß sein will und klein ist, muß man nicht beachten. Die Nikolaitische der Altstadt steht offen, der Mann tritt ein.

Der Mann verläßt lächelnd die Kirche, ihn drängt es zur schönsten aller Brücken, die man durch einen gotischen Turm betritt und durch einen gotischen Turm verläßt, kaiserliche Türme vor einer kaiserlichen Brücke. Hier war einmal die Hauptstadt des kaiserlichen römischen Reiches deutscher Nation gewesen. Beim Gehen über die Brücke verhassten sich die Türme der Kleinseite, als tansten sie einen Reigen, geben Ausblicke frei und verdecken sie wieder. Nun ist der Mann mit pochendem Herzen über die Brücke gerannt und hat es versäumt, die Brücke selbst zu sehen. Noch einmal über die Brücke, das Gesicht dem Grabstein zugewandt! Wie töricht, daß er sich gegen diese Stadt gewehrt hat! In diesem vielstimmigen Chor der Steine ertönt doch, begleitet von einer klaren italienischen und einer fremden französischen Violine der schwärmerische Gesang der deut- schen Bauprache am hellsten und am reinsten. Raum je an anderem Ort in deutschen Landen wurde so schön und stolz, so werbend und mächtig gebaut wie hier, da um die Seele eines Volkes gemorben werden wollte mit allen Mitteln der überredenden Kunst. Denn für dieses andere Volk ist doch dies alles gebaut worden. Ja, nun scheint es, als wäre ihnen allein das ganze große Erbe zugefallen, diese Stadt, die beide Völker lieben, an der die Tschechen so hängen wie die Eichen an Areal und die

Letten an Riga, obwohl weder die einen noch die andern diese Städte erbaut haben. Nur überredete der deutsche Orden im Norden nicht mit zärtlichen Worten und auf- räumenden Gebärden, denn dort oben stehen auch heute noch wie Gewappnete die stolzen Töchter Lübeds, die trotigen Kirchen der Hanse. Hier wie dort das ewige Streitgespräch: wer dies, wer das gebaut hat und was dem und was jenem Volke anzurechnen ist. Was wir ge- baut haben, haben wir gebaut, davon können wir keinen Stein hergeben und keinen vergoldeten Engel. Versteht man denn nicht, daß man in allen diesen Städten, in denen man nicht mehr deutsch sprechen will, immer wieder hin- ausrufen muß: hier spricht doch alles deutsch! Wenn ihr andern das nicht wahrhaben wollt, dann müßt ihr diese Städte zerstören, deren Schönheit ihr doch genau so liebt wie wir. Und wenn ihr klagt und aufbegehrt und sagt: wir hätten euch um eure Vergangenheit gebracht, so müs- sen wir erwidern, daß ihr selbst an der großen Vergangen- heit des Abendlandes habt teilgenommen wollen und daß diese Zeit eben die unsere gewesen ist, daß ihr selbst unsere Werkleute gerufen habt und mit ihnen unsere Sprache. Das, was immer wieder und allerorten sich selbst bezeugt, ist doch nicht abzutreiben. Es fällt doch keinem von uns ein, eure schönen Lieder, eure bunten Trachten und eure tiefe Herzlichkeit zu leugnen.

Langsam steigt der Mann den Gang des Grabsteins hinan, vorbei an den großen Gärten der alten Altes- paläste führt sein Weg. Die Zeit verfliehet, es stehen die Zeiten auf, alles quillt über vor Formenverlust. Das Siegel der Schönheit scheint in das Waßer einer weichen, fast schon überzeugten Stadt gepreßt.

Den von Peter Parler aus Gmünd vollendeten Dom durchstößt der Mann, nur kurz steht er vor dem Silberstanz des Heiligen dieser Stadt, des steinernen Predigers der Gegenreformation, der aus den Herzen der Bauern hatte verdrängen sollen. In der mit Halbedelsteinen aus- gekleideten Benzelskapelle wird der Mann an die deut- schen Reichskleinodien erinnert und an den Kaisertraum der Luxemburger. Er durchschreitet den weitgewölbten Wabslawischen Saal der Burg, und beim Anblick des thersianischen Teiles derselben fühlt er Stolz über eine saubere Gefinnung und eine anständige gerechte Verwal- tung, über das kräftige Regiment der großen Kaiserin, die sich hier selbst ihr schönstes Denkmal gesetzt. Weiter drängt der Mann. Wird man irgendwo noch so freundlich empfangen wie von Kilian Dienzenhofers steinernen Kindln vor der Lorettokirche? Locken, winken, rufen die kleinen Pausbacken nicht, in den stillen Kreuzgang zu treten und zu warten, bis das liebliche Glockenspiel ertöne? Mahnen sie nicht den Mann, sich nicht von der ge- waltigen Schaulust des gegenüberliegenden Czernin- schen Palais blenden zu lassen? Tritt ein, komm zu uns, wenn drüben der Adel so feillich prunkt, wenn er so kalt und mächtig ist, dir wird wohl bei uns sein.

Mit pochendem Herzen findet sich der Mann im Kloster- hof von Strahow wieder. Wie still es hier ist! Weitab ist der Waffenlärm des dreißigjährigen Krieges und der Ruhm des Wallensteiners. Wie die Zeit über uns hinweg- zieht. Das Menschliche erhält sich nur gegen das wirkende Leben, wenn es immer von Neuem gestiftet, betrent und abgefordert wird. Und wenn wir das nicht tun, wenn wir keine Hand rühren? Dann werden wir und unser Werk überwachen. Aber bleibt nicht auch das eigene eines Volkes nur, wenn man es nicht verläßt? Und gehört einem eine Stadt, an der man gebaut hat, nicht auch nur so lange, so lange man sie liebt, betrent und von den andern nicht ganz überwachen läßt? Aber wie sollte dieser Mann von dieser Stadt, die ihn so unmittelbar anspricht, jemals lassen können?

Wie könnte er sich je ihrem stolzen und doch so schwermütigen Glück, in dem der stolze Ruhm der alten Sieger durch die Schwermut der Unter- legenen gedämpft wird, jemals entziehen? Das Rad des Glücks hat sich in dieser Stadt wieder einmal gedreht. Die Besiegten von einst sind die Herren von heute. Auch sie versuchen es, Denkmäler ihres Sieges zu er- richten, aber diese gehen unter im Aufrauschen einer großen Vergangen- heit. Nun haben sie alles Deutsche aus den Straßen verbannt und glauben so klug zu können, was Ruppeln und Türme, was Brücken und Wälder jauchzend bekennen. Der Mann hört diesen Jubel, und Haß will er nicht sehen, er glaubt nicht an Haß, denn sein Herz schlägt beim Anblick dieser Stadt wie beim Erspähen einer Geliebten. An den Rändern des großen Kassells, auf den Wällen dieser gewaltigen Bastion im Herzen des Abend- landes stehen seine Brüder, kein Feind umlagert diese Festung mehr.

Sie werden wiederkommen, die man aus dieser Stadt verdrängt hat, sie werden von den andern ihren Anteil fordern. Es bleibt die Hoffnung, daß man sich im Frieden vergleiche, denn einmal schon hatte ein Krieg, der in Böhmen begonnen, durch dreißig Jahre nicht nur dieses Land, son- dern auch die Länder ringsum verwüßt.

Nein, nichts von Haß, nichts von all dem, womit man uns die vielen Jahre das Leben vergällt hat; wir sind ja um so viel härter, wir wollen uns das Herz nicht vergiften lassen. Wir sehen, daß solches Gift das Leben lähmt, wir wollen nicht auch Menschen mit zwei Gesichtern werden, mit einem freundlichen gegen das eigene Volk und mit einem verhassten, ent- setzten gegen die andern.

Ja, auch hier in Prag ist des Mannes Heimat, wie dort oben im Ge- birge das karge und Gesichtslose, wie unten im Bauernland das Berbe und Schwefelgase. Und weil der Mann das weiß, und weil er die Wende der Zeit fühlt, so kann ihm niemand diese Heimat rauben.

Bruno Brehm

Das Ellwanger A

Von Wolfram Brodmeier

Wer auch immer mit Sinn und Verstand sich in das Studium der Weltgeschichte vertieft, und dazu noch offenen Herzens seiner Gegenwart lebt, keiner von denen wird leugnen können, daß immer und immer wieder so manchem Gemeinwesen unerwartetes Heil durch irgendeine rasche Weisheit überführt, wobei der Taktische, das allem Vernehmen nach an der Rettung des Kapitols keiner der Götteridee beteiligt war, nur nebenbei Erwähnung getan ist. Sattam bekannt sind ja dergleichen Errettungen bereits, wie aber die Lebensart entstand, derzufolge ein Frauenszimmer, das ohne großes Bedenken und Ängern unerträglichen Mißbehagen freigelegt, das Ellwanger A" besitze, das sei der Nachwelt überliefert.

Es war zu der Zeit in Ellwangen kein sonderlich frohes Leben und der schlagfertige und tagfrohe Witz der Bürger schien längst kumpf geworden; denn der Feind lag seit geraumer Zeit vor den Mauern und Lören, heransteuerte sie mit stets gleicher Unermüdbarkeit und ständig beständigem Siegeswillen und drohte über die blühende Stadt alle Not einer Niederlage zu bringen: Erstürmung, Plünderung und Brandschatzung.

Vor den Mauern und Lören freilich blühte das Land und trug Frucht wie ein Garten Gottes, doch mußten die Tore geschlossen und die Mauern unter scharfer Bewachung bleiben, so daß alle Frucht um die ausgeschungerte Stadt allein dem Feinde zugute und zumute reifte. Zwar kam den armen Einzelgehörnen von den entfernteren Strichen des Landes, die noch nicht in der Hand des Gegners waren, mancherlei Hilfe und Unterstützung, doch was half? Die plumpen bäuerlichen Wagen karrten wohl über die Straßen gen Ellwangen, der nächste Geruch frischbackenen Brotes, runder, brauner, glänzender Waibe, stieg magengrimmend vom ersten Wagen auf, scharf und streng wehte vom zweiten der Duft frischgeschlachteten Fleisches, Mohrrüben dann und allerlei Segen des Alters. Doch da um Ellwangen der Feind lag, taute sich bald die Truppen gütlich an den runden, braunen, glänzenden Brotkräben, die Mohrrüben dampften und der erfreuliche Brodem heissen Fleisches hob sich, stieg und wehte über das Lager, und stieg und wehte auch über die Mauern Ellwangers, so, wie der Wind eben sein Spiel treibt, ohne zu wissen, wenn zu Freund oder wenn zu Feinde er unterwegs ist. Demen aber, die auf den Mauern den Duft schmüchlich einogen und dabei ingrimmig ihrer Wasserjuppen gedachten, schien dieser himmlische Windhauch ärgerer Verführung, als sie für einen Menschenjuteil geworden. Als sie jedoch die Feinde auch noch ringsum ein fröhliches Schmausen anheben sahen, während ihnen selbst das

Wasser so im Munde zusammenfloss, daß sie bald daran erlösen, da hielten sie mit ihren knurrenden Mägen Zwiesprache, wie lange die Stadt noch zu halten sei und bedachten ihr Ende.

Um die gleiche Stunde schickte sich in der bedröhten Stadt die ehrenwerte Frau Bürgermeisterin an, das letzte Mahl anzuzufordern und zu einem Teig zu verrühren, noch einmal ein Brot in den Backofen zu schieben. Weil sie dies aber mit noch mehr Bedacht als sonst tat, damit dieser letzte Satz nur ja nicht mißrate, geschah es, daß sie des Bombardements nicht mehr achtete, als einer Hummel, die sie umsummte. Inzwischen nun dabei war, das Brot in den kleinen Backofen, nahe der Stadtmauer, zu schieben, fuhr eine Kanonenkugel, die die Belagerer nach dem aufsteigenden Rauch geschickt hatten, dem Obersten ihre Schießkunit zu zeigen, unverzüglich darüber und schlug Brot und Den in einem zusammen. Es hatte sich zwar bisher noch keiner beklagen können, daß die Bürgermeisterin alku mauflauf sei, doch hinderten Söred und Grimm sie diesmal, ihrem

Herzen in Worten Luft zu machen. Weil sie aber tief im Innern spürte, daß irgendetwas zu geschehen habe, dem Feinde, der sich so unfehlbarmäßig betrage, ihre Verachtung zu bezeugen, so ließ sie eilends die Stufen zur Stadtmauer empor, drehte sich oben um, raffte die dicken Röcke hoch und bot, da sie trotz aller Not eine noch wohlbeleibte und rundliche Erscheinung war, den Belagerern ihre schimmernde Keßreihe.

So kam es, daß der Oberst des feindlichen Heeres, der gegen das Nicht klünzelnd den Erfolg des Schusses beobachtet hatte, nunmehr neben der himmlischen Sonne eine höchst irdische aufzulösen sah. Die Muffelbildung, die ihm aus jartem Brauenmunde dazu übermüßig wurde, hörte er freilich nicht, doch ward er schon von der zur Schau gestellten Pracht dermaßen übermüßigt, daß er sich zu seiner Begleitung umwandte und, weil er schon lange nach einem Grunde suchte, die Belagerung aufzuheben, meinte, daß es wohl über ihre Kräfte ginge, eine Stadt länger zu belagern, die noch solche Schinken in ihren Mauern birge. So trat ein, was keiner der Ellwanger mehr zu hoffen gewagt hatte, daß nämlich um die Mittagszeit des letzten Tages die Seite der Feinde abgebrochen wurden, das schimmernde Meer sich in Marsch setzte und abzog. In der Stadt aber sah um die Zeit die Frau Bürgermeisterin auf dem Körper, mit dem sie Ellwangen gerettet, und stremte vor Grimm über das verborbene Brot und vor Freude über die unerwartete Befreiung.

Aufgabengebiet der Wehrvolkskunde

Ein Vorschlag von Mag Dufner-Greif

Wir danken es dem Willen unseres Reichstatthalters Robert Wagner, der den unermüßlich wirkenden Oberst Erich Blankenhorn mit der Schaffung des vorbildlichen Armeemuseums „Deutsche Wehr an Ober- rhein“ beauftragt hat, wenn sich die Forderung nach Wehrvolkskunde heutzutage in Baden sieghaft den ihr gebührenden Platz erobert.

In den Jahren seit der Machtergreifung hat sich das Gebiet der Volkskunde immer mehr als ein Sammelplatz verwickelter politischer Anschauungen entwickelt. Im Verlaufe einer grundsätzlichen Klärung weisen wir zunächst auf die überörtlich gerichtete Volkskunde. Der aus dem Reichstag der Novemberberlinge bekannte Zentrumspräsident Schreiber hat diese Richtung der Forschung ins Leben gerufen, die alle Erscheinungen des völkischen Daseins nur in bezug auf das Dogma zu deuten unternimmt. Die Volkskunde dient somit einem universalistischen Prinzip und kann in ihrem Methoden gleichweise auf ein europäisches Volk wie auf einen Völkergemeinschaft angewendet werden.

Daneben besteht immer noch die aus dem liberalen Zeitalter des 19. Jahrhunderts bestimmte Volkskunde-

arbeit. Ihr wissenschaftliches Prinzip ist gemäß dem Grundbegriff, daß Volk die Summe aus dem Individuellen ist, das der Differenzierung, und da ihr ein fest formendes Geistesgesetz fehlt, so erlischt sie sich in unendlicher Breite ins Nichts. Aus dem liberalistischen Herkommen heraus deutet sie mit Vorliebe das Brautstum des täglichen Lebens, sie ist von den großen Schicksalsbindungen des Zwigen im Volkstum nicht zwingend bestimmt. Bei allen offnen Einzelerscheinungen wird das Ganze dadurch atomisiert und zerfallen katastrophal.

Dagegen steht der Nationalsozialismus im Volk eine gotzgewollte Urform und organische Wesenheit, ein unteilbar Ganzes und Lebendiges, das im Erfassen von Blut und Boden seine göttliche Erfüllung erfährt. Die Volkskundearbeit aus dieser Weltanschauung steht wissenschaftlich unter dem Prinzip der Totalität. Hier scheitern sich nun klar die Geister. Beim Umbruch zeigte sich noch im Hinblick auf das bäuerliche und ländliche Brautstum manche Gemeinsamkeit mit der Volkskunde liberalistischer Haltung, es waren vom Boden her gesehen schließlich die gleichen Phänomene zur Behandlung gestellt, und wir erlebten in der Folge eine Hochflut von Konjunkturmacherei auf diesem Gebiet. Das Zeigefeld des nationalsozialistischen Denkens mit seinem entscheidenden Blick auf die rassistische Grundlage allen Lebens hat auch der neuen Volkskunde eine klare Zielsetzung gegeben, die ein Verdrängen des Fragegebietes aus kirchlichen oder liberalistischen Gründen unmöglich macht, und diese rassistisch bedingte Volkskundearbeit hat in ihren Forschungen überall den unanfechtbaren Beweis erbracht, daß unter ländlichen Brautstum älter als die Kirche ist und von ihr nur zu ihren Zwecken umgeben oder verdrängt wurde. Die geforderte Wehrvolkskunde wird diesem verwandten Zustand von der zweiten Schicksals- gebend hat sich die rassistische Grundlage des Volkes im Volkstum so klar und entscheidend ausgeprägt wie im Umkreis des wehrhaften Lebens.

Dieses Fragegebiet galt im liberalen Zeitalter als ein Anhängel der Geschichtsforschung und steht heute als völlig unbedeutendes Feld zur Verfügung vor uns. Die Wehrvolkskunde wirkt sich wie eine Revolution der bisherigen Volkskunde aus. Uns Nationalsozialisten stehen alle wehrgeleiteten Fragen des völkischen Lebens unter jenem göttlichen Gesetz der Edda, das Weisheit und Sippen herben, ewig aber der Toten Tatenrausch lebe. Diesen Wehrvolkskunde wir über den Eingang zur künftigen Akademie der Wehrvolkskunde weihen.

So schön das Brautstum der Hochzeiten, Kindstufen, Leichenbegängnisse und der Faschnacht ist, für unsere unter dem Hakenkreuz marschierende Jugend ist es mindestens ebenso wertvoll, wenn nicht wertvoller, die rühmreichen Fahnen, Uniformen, Helme und Waffen unserer Ahnen zu kennen.

Es ist etwa nicht wichtiger, einen Militärenten, der demnach seiner Arbeitspflicht genügen soll, dann Soldat und in drei Jahren vielleicht Offizier wird, wenn er das Zeug dazu hat, nach den Gebräuchen zu fragen, die von 1770 bis zur Gegenwart von badischen Soldaten im Kampf getragen wurden, statt ihm die Frage vorzulegen, wie sich die Hochzeitsgespräche zwischen zwei verlobten Eltern im Kinzigtal unterscheiden?

Diese geforderte Wehrvolkskunde vom Oberrhein steht vor einem großen Aufgabengebiet, aus dem wir als wesentliche Punkte zunächst mit Schlagworten diese herausgreifen:

Neben der gesamten oberrheinischen Wehrgeschichte genauere Forschung der einzelnen Truppeneinheiten in den Feldzügen von der napoleonischen Zeit bis zur Gegenwart, Sammlung der Wehrtafeln hervorragender Soldaten und Lebensgeschichte dieser Männer, Anlage völkischer Wehrtafeln, Sammlung alter Bilder und Renaissances der Wehrtafeln, Erforschung und Verbesserung der Militärsprache, Sammlung von Soldatensendern und Ausdrücken der Umgangssprache, sowie der völkischen Anekdote, Erforschung der Soldatensprache in Wort und Bild, insbesondere in bezug auf die Sticheleien unter den Wehrgeatungen, Darstellung der Sitten von Wehrleuten und Wehrvögeln, sowie der dritlichen Gebräuche beim Begräbnis der Wehrleute, ebenso die Darstellung von Soldatengräbern und Kriegedenkmälern.

Einen wesentlichen Raum in dieser Wehrvolkskunde nimmt die Forschung über die Volkseide in ihrem Verhalten zum Kampf und Krieg ein. Das Volk der Decker und Dichter von gestern besitzt manch großartige Darstellung der Stammeskunde im Rahmen des Schrifttums, für das Volk der Kämpfer und Älter können wir aber eine gleiche Unternehmung viel weniger entbehren. Unsere eigene Erziehung wird noch viel zu sehr dem grünen Tüch aus erledigt, ohne auf den Charakterunterschied in den einzelnen Völkern zu achten, die Kenntnis einer grundsätzlichen Forschung über die Volkseide in ihrem Verhalten zum Kampf und Krieg wird hier wie eine Revolution wirken. Sie wird auch für die Volkswirtschaft im Reich eine wertvolle Grundlage bilden können.

Diese neue Wehrvolkskunde ist nicht von heute auf morgen zur Wirklichkeit zu machen. Daß sie ihren Mittelpunkt an der Seite des Armeemuseums haben muß, liegt auf der Hand. Es wäre vom Ministerium nicht zu erwarten, ob die innerhalb des Reichs geschaffenen Arbeitsgemeinschaften für Geschichte nicht als erster Schritt auf diesem Gebiet anzufangen wären. Die Ergebnisse dieser Wehrvolkskunde würden ja zuallererst der Erziehung zugute kommen.

Baden hervorragend vertreten

Hundert Bände Deutsches Geschlechterbuch

Eine Fundgrube für jeden Ahnenforscher — Badische Sonderbände sind im Entstehen

Von dem großen Sammelwerke von Stammfolgen deutschblütiger Familien, das von Reichspräsident Dr. Bernhard Koerner im Verlage von C. A. Starke in Göttingen herausgegeben wird, ist jetzt der hundertste Band erschienen. Damit feiert ein Unternehmen sein Jubiläum, das für die Sippen- und Ahnenforschung des ganzen deutschen Volkes von größter Bedeutung ist.

Im Jahre 1889, in einer Zeit also des bereits stark einsetzenden allgemeinen Zerfalls und der Auflösung gegründet, hat das Werk sich von Anfang an zum Ziel gesetzt, an der Erhaltung und Förderung des deutschen Familien- und Sippenbewusstseins, wie der Reinerhaltung des deutschen Blutes mitzuwirken. Nur deutschblütige Familien konnten mit ihren Stammfolgen in den Bänden des Werkes, die jetzt auf die hundertste Zahl von Hundert anwachsen sind, Aufnahme finden. Vermutete oder erwiesene südliche oder sonst fremdrassistische Abstammung wurde gekennzeichnet. Mit seinen in den 100 Bänden bisher abgedruckten rund 2500 geschlossenen Stammfolgen, zu denen hunderttausende Ahnen sind, nachkommenverzeichnisse zum kommen, stellt das Werk in seiner Gesamtheit ein unverwundliches Quellenwerk dar, wie es sowohl in Deutschland wie in der ganzen Welt einzigartig dasteht. Für jeden Sippen- und Ahnenforscher sind die Bände des Deutschen Geschlechterbuches, erschlossen durch genaue Verzeichnisse aller darin vorkommenden Familiennamen, von unschätzbarem Wert. Im Fortschreiten dieses Werkes — und bereits vier weitere Bände sind im Druck — wird sich diese Bedeutung immer mehr heben.

Im Rahmen des Gesamtwerkes des Deutschen Geschlechterbuches erscheinen nun seit langem auch landschaftlich geschlossene Sonderbände. Auch Baden ist hierbei bereits vertreten, zwei badische Sonderbände des Deutschen Geschlechterbuches, bearbeitet von Landrat Paul Straß, sind im Druck liegen bereits vor. Der erste Band enthält, mit Wappenabildungen und Familienbildnissen geschmückt, die Stammfolgen folgender Familien: Beck, Bensinger, Betz, Burkhardt, Rind (die Familie des bekannten Richters und Sippenforschers Ludwig Rind), Fischer, Fritzmüller (Wilhelm Fritzmüller), Haas, Hopp, Kallensack, Kapfner, Kappler, Decker, Pfisterer, Reinholdt, Salzer, Specht, Speiser, Tritschler, Vortisch, Waa, Wacker, Wendt. Der zweite badische Sonderband des Deutschen Geschlechterbuches bringt u. a. die Stammfolgen der Familien: Becker, Braun, Gütard, Gelmann, Eichenlohr, Glogner, Gunt, Gropf, Hagmair, Schlager, Ketterer, Schimpf, Schlegel, Werling, Wiltinger, Werner, Wied. Auch für weitere badische Sonderbände sind schon Stammfolgen vorgelesen. Aufnahme finden in diesen badischen Sonderbänden übrigens solche Geschlechter, die mindestens 100 Jahre oder über drei Geschlechterfolgen in Baden ansässig waren.

So entsteht im Laufe der Zeit im Rahmen des Gesamtwerkes gewissermaßen in einer Sonderreihe ein badisches Geschlechterbuch, das nach und nach

die Stammfolgen aller badischen Geschlechter umfassen wird. Besondere Förderung hat das Jubiläum durch die dankenswerte Unterstützung des Staatsministers für Kultur, Unterricht und Justiz, Dr. phil. Otto Wacker, der die Bände des Badischen Geschlechterbuches als quellentfaltungsfähige Forschungsanstalten allen badischen Schulen antilich empfohlen hat.

Im hundertsten Band ist u. a. die Familie Thorbede zu nennen, die von ihrem Ursprungs- orten Vortischhausen in Westfalen aus bald mit einem Zweige nach Mannheim kam. Der Nach der Familie von Westfalen hierher führte aber Wolle in Holland, wo ein Teil ansässig blieb und die Familie noch heute blüht. Heinrich Thorbede, geboren zu Zwolle 1702, war von Holland zunächst nach Kassel gegangen, von wo er nach der Einnahme Kassels durch die Franzosen nach Holland zurückging und später nach Mannheim überlieferte. In Kassel wie in Mannheim wandte er sich der Tabakindustrie zu und noch heute ist die Firma Thorbede bekannt. Sein Enkel Heinrich Thorbede, gestorben 1890 zu Weiningen, wirkte als Professor für orientalische Philologie in Halle an der Saale, nachdem er vorher 1868 bis 1886 Privatdozent in Heidelberg gewesen war. In Heidelberg wie in Mannheim blühte sonst im übrigen dieser Zweig der Familie Thorbede weiter fort. Auch Thorbede, gebürtig 1899, Dr. phil. und Geheimrat Hofrat sowie Direktor der höheren Mädchenschule zu Heidelberg, ist bekannt als Verfasser der Chronik der Stadt Heidelberg und leitete die dortigen südlichen geschichtlichen Sammlungen. Sein Sohn Franz Thorbede, wirkt als Professor der Erziehung an der Kölner Universität, er ist besonders für die Erforschung Kameruns tätig gewesen. Der holländische Zweig der Familie Thorbede, gebürtig im Jahr 1872, einen niederländischen Militärpräsidenten, dem 1878 in Amsterdam ein Denkmal errichtet wurde.

Auch in den badischen Sonderbänden wird der badische Ahnenforscher bei den diesfälligen Beziehungen zu diesem Gebiete manches Material finden. Wie auch sonst in den übrigen Bänden des Deutschen Geschlechterbuches ein unergründliches Material zu finden ist. Die Bände des badischen Geschlechterbuches sind zudem auch bedeutungsvoll für die badische Heimatgeschichte. Während andere Gebiete noch weniger in diesem großen Werke vertreten sind, hat Baden bereits einen schönen Anteil davon, der sich heute, in einer Zeit, da Sippen- und Ahnenforschung zur Selbstverständlichkeit für jeden geworden ist, schnell steigern wird.

Abbildungen: Arch. C. A. Starke-Götting.

Das neue Buch



Josef Ponten: „Voll auf dem Wege“ 3. Bd. „Reinliches Zwischenstück“ und Gesamtausgabe der „Novellen“

Für die ersten beiden Bände der Buchreihe „Voll auf dem Wege“, des „Romans der deutschen Urstufe“, erhielt Josef Ponten den Rheinischen Literaturpreis 1908. Wir bewundern den Mut und die Meisterhaftigkeit, mit der der Dichter eine Aufgabe von so gigantischen Maßen sich gestellt und bewältigt hat. Er bekennt beiderlei, daß es sich darum handele, „ein einfaches und verhältnismäßig kleines Stück Volksdichtung in Dichtung umzuwandeln“. Meint: was für eine, in letzten Gründen erhaltene Welt völkischer Wahrheit und lebendig gebliebener Kraft steht hier auf? Der Roman ist in einem unerwarteten Durchdringungswesen immanant. Er macht Ponten zum Dichter des Volksdaseins, zum Kämpfer jenes ewig germanischen Wesenszuges: des Triebes in die Ferne. 12 Jahre hat der Dichter mit der Fülle des Stoffes und der Form seiner enigmatischen Gestaltung gerungen, bis endlich das Werk erlind. Aber die gründliche Verfertigung, dieses Durchleben seiner Arbeit, spricht aus jeder Seite.

Der 3. Band „Reinliches Zwischenstück“ (der erste hieß „Am Wolgaland“, der zweite „Die Väter jenseits aus“), der nun herausgegeben ist, (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 402 Seiten, 5,80 RM.) schließt sich an den ersten an das Ende des ersten an. Der deutsche Lehrer des Dorfes Hellmann an der Wolga steht sich nach Deutschland. Mit der ganzen Kraft seines Wesens zieht es ihn in das Vaterland mit dem süßen Geheimnis. Als sich eine finanzielle Möglichkeit öffnet, gibt es für ihn kein Halten mehr. Nach dem Erlebnis deutscher Städte kommt er nach der Heimat seiner Ahnen, an den Rhein. Hier im Rheinlands des alten deutschen Grenzlandes läßt der Dichter sein großes Können spielen.

Ziel menschlich und mit einer philosophischen Wichtigkeit, wie sie nur dem Dichter eigen ist, der mehr sieht als andere Menschen, der das Schwingen der menschlichen Seele künstlerisch erfährt, deutet er dieses Erlebnis der Heimat, das irgendwie immer überirdischen Glanz trägt und in späthiliches Gebodensein ausmündet. Das Entschieden und die Enttäuschung, die in gleicher Weise von dem Lehrer Hellmann ergriffen, in ihrem Übergange, gehört in der sprachlichen und gemächlichen Formvollendung zu den besten Studien menschlicher, innerlich verhaltener Bewegung, die die deutsche Prosa kennt. Der Rauber eines Sommers am Rhein reißt den Heimkehrer hin, die alte Kulturlandschaft und ihre Fruchtbarkeit umfängt ihn mit warmer Hand, und das Band der Freundschaft, das hier geschlossen wird, und die befeuerte Kraft des Weins führen ihn in die Höhen ungetrübter Begeisterung. Hier erreicht der Wolgadäusche eine harmonische Sättigung seines Deutschlandverlebens. Aber schon sprechen die finsternen Mächte, Not, Krieg und Tod herein und schaffen die Unterwelt für die Melodie dieses glücklichen Sommermorgens. Das gefährliche Traumen kommt in eine beständige Welt. Ponten schreibt hier ein klassisches Buch des Wiederlebens des Volksdaseins mit dem Lande seiner ewigen Sehnsucht.

Die schon vor mehreren Jahren veröffentlichten Novellen des Dichters sind in einem 550 Seiten starken Band gesammelt worden, welche von den Novellen wir auch lesen, aus jeder von ihnen weht uns der Atem eines bestigen Lebens entgegen, eines überdämmernden Reichstums der Empfindung, der, in eine so bezwingende Kürze zum geoffen, immer mehr sagt als tatsächlich aufgeschriebenen worden ist. Kennzeichnend für die Behandlung der Stoffe ist eine weite Verdrängung auf das Wesentliche, die eine Prägnanz in der Fassung der Szenen und in der Darstellung des Erlebnisses des Weibes, und „Die erste Rheinreise“, das in Stunden festgehaltene Sinnerleben des Kindes in die Zonen des fühlenden Mannes. Man kann sich seine spannendere und zugleich anmutigere Bestüre denken als diese „Novellen“. Kurt Küttel.

Stalin oder Alljuda?

Der Krenl in Moskau ist nicht nur jene Stätte, in der die Weltrevolution vorbereitet wird, oder doch werden soll, sondern gleichzeitig auch Turnierplatz für einen eigenartigen und vielleicht schon entschiedenem Zweikampf. Noch ist der Ausgang nicht gewiß. Noch spricht man draußen in aller Welt von Stalin, wenn man den Verantwortlichen nicht für die grauenvollen Vorkänge an den Brennpunkten des Erdballs. Noch meint man auch Stalin. Aber ist er es auch wirklich, seine Person, und ist Stalin der Mann, der die jüdische Welt mit allen Mitteln ihrer Macht, Hilfe und Unterstützung zuzumachen läßt. Karl Liebknecht weiß eine verbäufende und doch so laute Antwort auf all diese Fragen. Aus eigenem Erleben und auf jene Erfahrungen von Bolschewismus und Weltrevolution gibt er in seinem Buch „Die Narren des Kaganowitsch“ (Blut- und Boden-Verlag, Göslar) ein Bild in die Geheimnisse des Krenl. Er zeigt die beiden großen Gruppen auf, die dort einander gegenüberstehen: Wehrschäfer und Werkzeuge. Liebknecht verweist Stalin unter die Werkzeuge. Eine herrschende Forderung, aber eigentlich selbstherrlich, wenn man weiß, daß die Brüder Kaganowitsch, ehrgeizige und fanatische Gebräuer, in seinem Vorzimmer sitzen, also in den Räumen, in denen meist schon die Entscheidungen fallen. Wer ihnen ungenug wurde, verhörmund. Das ist bereits durch die Schauspieler der letzten zwei Jahre bewiesen. Noch hat die Geschichte zu beweisen, wer den Engherg im Krenl davontragen wird, der Mann, den bereits der Wahnsinn benagt oder die weit gefährlicheren Juden aus der „heiligen Familie Kaganowitsch“, die erthen lediglich als Ausführenden für die nichterlebte Menschheit gebrauchen. Die weitere Entwicklung, aber Liebknecht recht geben, denn nicht Stalin antwortet diesem die verjüngte Welt der Spalten, nicht Stalin zuliebe führte das Judentum einen erlitterten Kampf gegen alles Wahre und Lichtvolle. Nein, einzig und allein deshalb, weil das internationale Judentum sich auf einer losgeronnenen Weltrevolution, die man besser Unterjochung der nichtmenschlichen Welt nennen möchte, unter jüdischer Führung die endgültige Vorherrschaft über die Völker der Erde vertritt Stalin ist der Narr, Kaganowitsch der Herr. So sieht es Liebknecht, der zu ganz überraschenden Ergebnissen bei genauer Untersuchung der Vorgänge im Krenl kommt. Schon deshalb ist dieses Buch für jeden praktisch Interessierten besonders wertvoll. Es sollte in keiner Bibliothek fehlen. Robert Baur.

Voll im Glück

Dieses neue Buch „Voll im Glück“ (S. Müller Verlag, Hamburg, geb. 3,00 RM.) ist voll innerer Frische und tatkräftiger Jugendlichkeit. Voll, ein einfacher Arbeiter, wird durch eine entschlossene und mutige Tat in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses gerückt. Sein Leben nimmt einen ungewohnten Auftrieb. Vorkämpfer und selbstbewusst, acht der Sohn der armen Volktrau seinen Weg empor, führt sich auf von einem gelunden Sinn und seinem warmen, unerbundenen Herzen. Eine Fülle von lebenswarmen Gestalten umrahmt diesen eigenartigen Schicksalsweg, den man bis zur letzten Seite voll Spannung verfolgt. Oly Sölm.

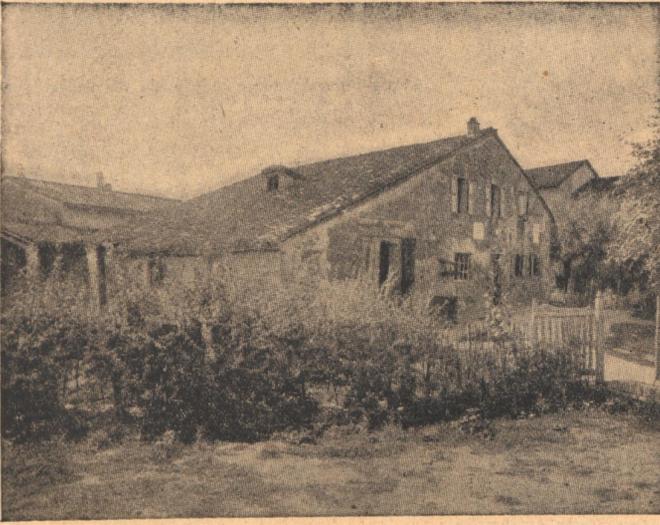


Der Lebensroman Giuseppe Verdis aus Anlaß seines 125. Geburtstages am 10. Oktober

Ein Tatsachenbericht von Alexander v. Andreevsky

Der elfjährige Kirchenorganist

Sonntagsandacht in der kleinen Kirche des Dörfchens Roncole, das zu der Gemeinde Busseto gehört...



Das Geburtshaus des Komponisten in Roncole (Provinz Parma). Aufn.: Ansmann-Archiv.

klängen der Orgel. Wenn er doch selbst dort oben an der Orgel sitzen dürfte und die geheimnisvollen Töne...



Margherita Barezzi, die erste Frau Verdis. Gemälde im Museum des Scalatheaters in Mailand.

nichts mehr beibringen. Du spielst beinahe besser als ich. Geh nach Busseto zu dem berühmten Maestro Provesi...

drücken dem jungen Musiker die Hand und überbieten sich in Liebenswürdigkeiten. Selbstamerweise — ist es Zufall oder Schicksal? — bleiben die drei Kapellmeister verschwunden...

Der Podesta, ein Veteran der napoleonischen Kriege, freicht den langen Schnurrbart und erklärt: „Der Jüngling ist so begabt, daß es eine Sünde wäre, ihm ein weiteres Studium nicht zu ermöglichen.“

Das Konseratorium in Mailand hat den begabten Jüngling Giuseppe Verdi — wegen künstlerischer Unreife! — als Schüler nicht angenommen.

„Sie sind scheinbar Musiker“, sagt Masini. „Vielleicht können Sie uns helfen. Es würde genügen, wenn Sie bei der Begleitung den Baß markieren.“

Als die Probe zu Ende ist, wird Verdi mit Gläubwünschen überschüttet. Sogar die vornehmen Mäzene der Gesellschaft — Graf Belgiojoso und Graf Borromeo —

drücken dem jungen Musiker die Hand und überbieten sich in Liebenswürdigkeiten. Selbstamerweise — ist es Zufall oder Schicksal? — bleiben die drei Kapellmeister verschwunden...

„Junger Maestro“, so redet der Allgewaltige den bescheidenen Jüngling an. „Sie sind unsere einzige Hoffnung. Wenn Sie nicht die musikalische Leitung des Konzerzes übernehmen, müssen wir die Veranstaltung, zu der alle Karten ausverkauft sind, abkagen.“

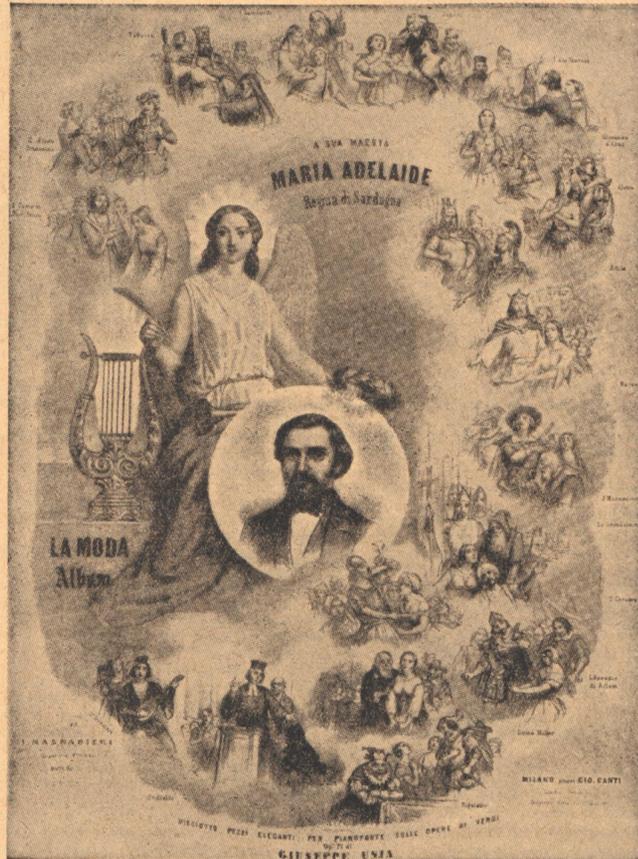
Zum erstenmal versucht sich der Organist und Kapellmeister als Komponist. Eine Woche später ist die Kantate fertig.

Die ersten Erfolge fädeln den Mut Verdis zur weiteren Arbeit. Sie bleiben aber von ausschließlich moralischer Bedeutung.

So bleibt der magere Jüngling auf die magere Beute, die ihm seine Gemeinde bewilligt hat, angewiesen.

Eine Oper wird bestellt

Masini, der Leiter der Philharmonischen Gesellschaft von Mailand, hat auch noch den Ehrgeiz, Operndirektor zu sein.

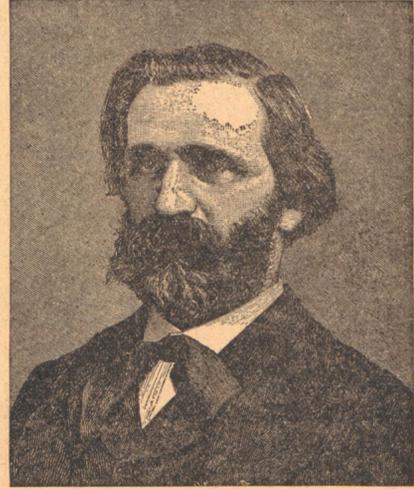


Titelblatt aus den 50er Jahren zu Fantasien Verdischer Opern. In lückenloser Folge werden hier Szenen aus den Opern bis „Troubadour“ gezeigt.

Komponistentalents von sich reden machen? So kommt er auf den Gedanken, bei Verdi eine Oper zu bestellen.

Verdi nimmt den immerhin ehrenvollen Auftrag freudetrübend an. Seine Zukunft scheint einigermaßen gesichert zu sein, denn er hat inzwischen eine feste Stellung als Organist in Busseto erhalten.

Groß ist Verdis Schrecken, als er erfährt, daß sein Auftraggeber lange nicht mehr Direktor des — inzwischen eingegangenen — Opernunternehmens ist.



Giuseppe Verdi.

der europäischen Oper! Der Wunschtraum eines jeden Komponisten! Verdi kann zunächst an ein solches Glück nicht glauben.

Am Tage vor seiner Abreise nach Busseto klopft es an Verdis Zimmertür. Ein Diener aus der Scala läßt sich blicken.

„Sind Sie der Meister aus Busseto? Wenn Sie es sind, dann kommen Sie sofort in die Scala.“

„Ich weiß nur, daß ich den Maestro aus Busseto her beschaffen soll“, brummt der Diener.

Verdi läßt sich die Aufforderung nicht noch einmal wiederholen. Er eilt in die Scala und führt eine Viertelstunde später im Arbeitszimmer des Intendanten Bartolomeo Merelli.

Verdi findet den Vorschlag nicht nur annehmbar, sondern sogar vorteilhaft, zumal es sich um sein Erfindungswerk handelt.

Die Oper wird in ersterinständiger Besetzung in der Stagione des Jahres 1839 in der Scala aufgeführt.

„Sie sind scheinbar Musiker“, sagt Masini. „Vielleicht können Sie uns helfen. Es würde genügen, wenn Sie bei der Begleitung den Baß markieren.“

(Fortsetzung folgt.)

Dem Verbrechen auf der Spur ...

Von Walter Persch

Mühlmann, Joachim mit Vornamen, ist ein netter, freundlicher und ungemein forrefter Herr in mittleren Jahren. Er hat es zu etwas gebracht im Leben, ist der Leiter eines Zigarrenladens der Innenstadt und verdient ein hübsches Gehalt. Da Mühlmann frühzeitig Witwer geworden ist und seine Töchter verheiratet sind, und auch, weil er es sich leisten kann, benutzt er die Tischzeit, um in einer Gaststätte zu Mittag zu speisen. Gegen drei Uhr geht er dann noch auf ein Stündchen ins Kaffeehaus, trinkt seinen Kaffee, raucht eine Zigarre und fühlt sich „ganz groß“.

Trotzdem nagt etwas an dem Stolz Mühlmanns. In seiner Jugend war er erfüllt von hochstrebenden Plänen. Er wollte Forschungsreisender werden, unerforschte Gebiete der Arktis oder australische Gebirgszüge entdecken. Sein Vater besaß kein Verständnis dafür und heftete ihn in die Kaufmannslehre, und so wurde Joachim Mühlmann ein schlichter Geschäftsmann.

Der Zeitung liest, hat erstens mehr vom Leben und ist zweitens über alles immer ausgezeichnet im Bilde. Und dann erfährt man, daß die Kriminalpolizei immer dankbar ist für die Mitwirkung des Publikums bei der Aufklärung schwieriger Fälle, ja, daß man es sich eigentlich zur Pflicht machen muß, immer hübsch die Augen und Ohren offen zu halten, denn ganz zufällig könnte man Zeuge eines bedeutungsvollen Vorfalls werden, über den auszusagen wäre.

„Wissen Sie —“, sagt jemand hinter Mühlmanns Rücken mit ganz alltäglicher Betonung — „es ist eine verdammt Geschieche. Ich muß ganz einfach die Senorita Toledo um die Ecke bringen, aber ich kann mir nicht schlüssig darüber werden, wie ich sie am unauffälligsten taktmache.“

Joachim Mühlmanns Hand entgleitet fast der Zeitungshalter. Im letzten Augenblick bekommt der Zigarrenhändler ihn wieder in die Gewalt und mimt ange-

„Na schön“, meint der Kriminalist skeptisch. „Also hören Sie zu. Wir werden nach den beschriebenen Leuten fahnden. Vor allem aber muß ich Sie bitten, morgen und die nächsten Tage um die gleiche Zeit den gleichen Platz einzunehmen. Und sobald diese Herren auftauchen, fahren Sie sich mit dem Taschentuch über die Stirn. Das ist für meine im Kaffeehaus verteilten Beamten das Zeichen zum Eingreifen.“

Mühlmann nickt dem nächsten Tag entgegen. Er soll etwas Großes erleben!

Wer weiß, vielleicht erhält er eine Belohnung — oder der Fall wird dem Justizminister unterbreitet, der ihn, Mühlmann, der aus dem Stegreif Verbrecher entdeckt, in den Staatsdienst beruft, auf einen hohen Posten?

Im Restaurant treibt er den Kellner an, das Essen besonders eilig zu bringen. Hastig schluckt er es hinunter. Eine halbe Stunde vor seiner Zeit nimmt er seinen Platz im Kaffeehaus ein. Scheinbar sitzen die Ganakler nicht in seiner Nähe. Nun, er wird warten — wo nur die Beamten verdeckt sein mögen?

Mühlmann wird heiß. Beinahe hätte er sich aus Versehen die Stirne gerodet. Er vertieft sich zum Schein in eine Zeitung und lauert mit Ausschauen auf seine Beute.

„Na, sehen Sie, hört er da plötzlich vor sich einen Herrn mit einer Brille zu einem ihm gegenüberstehenden runden Tisch, diese Geschieche mit der Senorita ist doch viel komplizierter als ich dachte. Die Frau ist ja so raffiniert — immer, wenn ich denke, jetzt ist es Zeit, den Mord auszuführen, dann stimmt ein kleiner Um-

stand nicht und ich muß sie abermals am Leben lassen. Seit Wochen ermäge ich alle Möglichkeiten — jetzt aber bin ich entschlossen. Es muß noch heute geschehen. Ich habe mich für Gift entschieden — indisches Gift. Es ist unsichtbar.“

Drei Herren nähern sich von verschiedenen Seiten dem Tisch Mühlmanns, Herren mit sehr drohenden Mienen. Er hatte kein Taschentuch über die Stirne gleiten lassen und deutet nun mit dem Kopf, feix vor lauter Spannung, auf die beiden vertieft Redenden.

Die beiden Verbrecher schreiten auf, als sich Hände auf ihre Schultern legen.

„Bitte“, sagen die Beamten, „folgen Sie uns unauffällig.“

„He — stop!“ Der Dünne mit der Brille wird hochrot vor Zorn. „Was ist denn in Sie gefahren?“

Der Dicke tippt sich gegen die Stirn.

„Sie sind wohl weich?“

„Keine Ausflüchte!“ bemerkt Mühlmann, der hinzugekommen ist, sich im Schutze der Kriminalbeamten sicher fühlend. „Ich habe ganz deutlich gehört, wie Sie den Mord an der Senorita erörterten. Jetzt sollte er, noch heute, mit indischem Gift ausgeführt werden.“

Demungslas lachend wirft der Dünne sich in den Stuhl. Der Dicke prüft vor lauter Spaß.

„Ach, du meine Güte!“ gelingt es dem Dünnen endlich zu sagen. „So ein Spaß!“

Er zieht ein Heft aus der Rocktasche und überreicht es dem zunächst Redenden.

„Entwurf zu einem Kriminalroman, 'Mord an Senorita Toledo' von Albert Dufin.“

Mühlmann hat sich mit einer ganzen Kiste Zigarren aus der Affäre ziehen müssen. Seitdem aber ist er mit dem Schriftsteller Dufin gut befreundet. An jedem Nachmittag trinken sie gemeinsam ihren Kaffee und Mühlmann, dessen Vorliebe für Abenteuer von Dufin sehr schnell erkannt worden ist, darf auch ein Wort mitreden, wenn es sich darum dreht, ein ganz besonders schwieriges Verbrechen sachgemäß durchzuführen.



„Befugn dich, Laß dich beugen dich, Was gefeggedich alles was da was ich muß von hanteln scheid.“

Holzschnitt von Georg Sluyterman von Langeweyde

Emma legt Berufung ein

Von Hans Günther

ZEPPELIN

Von Martha Krupp

Ein silberner Wunder, Menschengestalt beschwingt, pfeilt sicher durch der Wolken leicht Gewimmel. Des toten Grafen tiefe Stimme singt unsterblich über uns im ewigen Himmel.

Uraltem Sehnen, früherster Zeiten Traum, gab er Erfüllung, hieß die Menschen schweben; und ruft aus höherm, unerforschtem Raum! „Mir nach! Mir nach, du junges Adlerstreben!“

strengt den Lesenden. Seine Ohren werden — so fühlt er wenigstens — mindestens einen halben Meter länger und vibrieren vor gespannter Aufmerksamkeit, während es ihm fast den Rücken hinunterrieselt: da redet jemand im Kaffeehaus treuzerzig von einem haarsträubenden Mord, den er begehen will!

„Vielleicht“, antwortet eine andere Stimme, „entschlößen Sie sich für die probate Vergiftungsmethode, die man bei den Arabern anwendet. Es wird feingetöbtes Glas ins Essen geschüttet.“

„Unmöglich!“ entgegnet der Erste. „Bei dem heutigen Stande der kriminalistischen Ermittlungsmethoden, bei der Vollendung aller ärztlichen Hilfsmittel ist ein solches Vorgehen nur als fündlich zu bezeichnen. Ne, da ist ein Dolchstoß aus dem Hinterhalt, im Park der Villa bei Nacht vielleicht, denn doch verlässlicher.“

„Sie vergessen die Fußspuren — es könnte gerechnet haben.“

„Um, man wird einfach eine größere Schuhnummer wählen — vergleichende Maße werden die Polizei auf eine falsche Fährte locken, und —“

„Heutzutage und in Mitteleuropa ein Dolch?“ fällt ihm sein Kumpan ins Wort. „Abern — leiten Sie Starstrom in den Telefonbüchern. Sobald die Senorita ihn abnimmt, entsetzt ein Kurzschluß, der ihr einen tödlichen Herzschlag beibringt.“

„Stühle werden zurückgeschoben.“

„Ausgeschlossen!“ sagt der Mann, der den Mord begehen will. „Darüber müssen Sie mir noch mehr erzählen — kommen Sie, besahnt habe ich schon.“

Als Mühlmann es wagt, sich umzublicken, steht er am Ausgang des stielmisch besetzten Lokals nur noch die Rücken zweier Männer. Besondere Kennzeichen: keine. Es sind ganz einfach die mit lässlichen Mänteln behängten, von lässlichen Darfshörern mit darauf thronender Melone ergänzten Rücken zweier ordentlich Kaffeehausbesucher.

Aufgeregt klappert Mühlmann mit dem Teelöffel gegen seine Kaffeetafel.

„Endlich kommt der Kellner, nicht ihm beruhigend zu, setzt ihm vollbedecktes Tablett erstmalig auf einem Re-

benntisch ab, serviert an drei anderen Tischen und nickt sich.

„Ein Kaffee? Fünftzig Pfennige, bitte, der Herr.“

„Kannten Sie die Herren, die dort gesessen haben?“

Der Kellner überlegt.

„Ne — das heißt — warten Sie mal — trug der eine so eine sonderbare Brille?“

„Das weiß ich nicht. — Sie haben doch dort serviert und müssen es wissen. Vielleicht —“ Mühlmann wird ganz Defektiv, strobend von Scharsinn — „erinnern Sie sich an ihre Gesicht, wenn Sie am Geschirrt nachsehen, was Sie den Herren gebracht haben.“

„Ja.“ Ein Lächeln quillt über des Kellners Gesicht. „Eine Rahmentorte und zwei Mofrentöpfe und dazu für jeden zwei Tassen Kaffee. Der eine ist so kleiner Runder und der andere hat die drollige Brille auf der Nase.“

„Was! Mühlmann merkt sich alles. „Kommen die Herren des Äftern?“

„Em. Nicht gerade täglich, aber doch fast täglich — manchmal hat ja auch mein Kollege hier Revier.“

„Danke!“

Wärdig entschleitet Mühlmann. Geradenwegs zum Stadthaus, wo er sich dem Mordbegegnung melden läßt.

Der leitende Kommissar hört ihn an.

„Und Sie sind dessen vollkommen gewiß? Es kann kein Irrtum sein, Herr Mühlmann?“ fragt er eindringlich. „Nun, indert ist es ja ungewöhnlich, eine Mordabsicht ganz offen in einem vielbesuchten Kaffeehaus zu erörtern, nicht wahr?“

„Ich weiß, was ich gehört habe.“

Wenn ich früher meinen Freund Adam traf — ich tat das immer, wenn ich vorhatte, mehr als drei Glas Bier zu trinken —, betratete ich als erstes den Ringfinger seiner linken Hand, an dem dann und wann ein schlichter Goldreif glitzerte.

Jetzt Jahre lang war Adam verlobt. Mit Unterbrechungen freilich, aber — und dies eben war so erstaunlich und seltsam — immerzu mit derselben Dame, mit Emma. War Adam, dieser liebe Junge mit angelegender Glase, kein Adonis — dazu irant er viel zu oft mehr als drei Glas Bier —, so unterließ auch sie sich in manchem von Venus. Injoweit gabten die beiden ganz gut zusammen. Emma aber paßte es gar nicht, daß Adam die Früchte des Felbes lieber im Glas als auf dem Teller sah.

Der Wirt hieß Duafel. Er kann bezeugen, wie viel Adam unter Emmas spizen Bemerkungen zu leiden hatte, und wie oft sie sich wütend die Ringe vor die Zähne warfen, um sie dann stets für spätere Gelegenheiten wieder aufzuheben. Sie haben gut und gern zwanzigmal bei Duafel Verlobung gefeiert, und dies waren die einzigen Abende, an denen auch sie gutwillig mehr als drei Glas Bier trant. Und Adam erst! Wie der sich an seinen kleinen Hellen freuen konnte! Er blühte förmlich auf.

„Das Bier nährt keinen Mann“, pflegte er zu sagen. Emma hatte für die Ernährungsgrundsätze ihres Verlobten nur ein verächtliches Lächeln übrig. „Man sieht es dir an“, meinte sie höhlich und fixierte scharf seine Nase. Ein Wort gab das andere, und Duafel und ich mußten es zweimal erleben, daß die beiden sich am Abend ihrer Verlobung entlobten.

Mit der Zeit wurde dieser Zustand unhaltbar. Um ihm abzuhelfen, entschlossen sie sich kurzerhand zu heiraten. Duafel und ich wurden Zeugen der feierlichen Zeremonie. Es war sehr schön — wunderlich war es. Wir waren alle gerührt, und es ging hoch her bei

Der Schuß in den Kordilleren

Erzählung von Josef Clemens Lohr

„Werdest du das, Clausen?“ fragte aufgeregt der Mineninspektor den Buchhalter Clausen, „in einer Stunde sollen wir Lohn auszahlen und Vicente ist noch nicht zurück mit den Lohngebern!“ Günther Clausen, der für ein paar lumpige Pefos die Bücher der Minengesellschaft in Ordnung hielt, zuckte nur verächtlich die Schulter.

Draußen, vor dem Vohnbüro, einer elenden Baracke aus Wellblech und Strohdeckeln, hanteln sich schon die Minenarbeiter, Müchlinge und Nezer, Inbianer und Gelbe. Sie brummen und murren, weil sie so lange auf den sauer verdienten Lohn warten müssen.

Jetzt warteten alle vor dem Vohnbüro auf das Geld, das der Kassierer der Gesellschaft in Begleitung des Vicente Aquila, des Vertrauensmannes der Gesellschaft, hierherbringen sollte. Schon mehrmals, kurz hintereinander, waren Ueberfälle an der Tagesordnung gewesen, die Gelder geroubt worden, immer war Vicente glücklich entronnen und allein zurückgekommen. Die Kassierer, die die Gelder bei sich trugen, blieben spurlos verschwunden. Manchmal fand man noch einen, munifiziert in sitzender oder liegender Stellung, das auch ein Schußloch, kam aber nie dahinter, wer die Ueberfälle vollführte, ja, man hatte nie einen Räuber gesehen. Schließlich weigerte sich Vicente Aquila, weiterhin den Transport zu begleiten, weil er selbst, wie er aufgeregt sagte, für sein eigenes Leben fürchtete. Aus seinen Erzählungen war kein richtiges Bild zu gewinnen, wie sich die Tragödien abspielten, Man glaubte ihm blindlings ...

Nur einer glaubte ihm nicht, hatte einen bösen Verdacht, Günther Clausen. Auch er war eines Tages, ausgehungert und heruntergekommen, in Placilla gelandet. Günther Clausen aus der märkischen Heide, Arift von Beruf. Wer brauchte einen Kunstschützen in Autosfangarta, wo jeder eine Pistole besaß? Er ging wie alle anderen in die Minen von Placilla.

Ja, er hatte es schließlich so weit geschafft, daß ihn der Inspektor öfters um Rat fragte. Doch diesmal wollte er nicht mit seiner Meinung heraus, es war nicht gut, sich in diesem Lande Feinde zu schaffen. Vicente Aquila war ihm ohnedies nicht gut Freund ...

Es kam, wie schon öfters: Aquila stürzte aufgeregt auf seiner Stute in den Hof der Gesellschaft, erzählte unzusammenhängende Dinge und kam allein — überfallen! Eine Stunde Wegs von Calama, erzählte Vicente, hätten Männer hinter Wäden geseffen, fernem Begleiter ohne Schuß mit dem Lafo vom Pferde gezogen. Er sei, die Uebermacht fürchtend, wie vom Teufel davongerast. Zum Glück hätten sie vorsichtshalber in Calama die Gelder geteilt, so wäre den Räubern wenigstens nur die Hälfte in die Finger gefallen. Die andere habe er hier.

Man war beargwöhnlich froh, wenigstens etwas zu haben, zählte den Arbeitern die Hälfte des Lohnes, und bald war der Kassierer, der irgendwo hinter einem Felsblock ruhte, verpfunden. Aquila, der merkte, daß ihm Clausen seine Wäden nicht glaubte, seine Räuberzettel durchschaute, wurde sich darüber klar, daß der Deutsche bald aus dieser Gegend verschwinden mußte.

„Du kannst ja mitkommen, wenn du Schneid hast!“ nickelte er. Nach schwig Clausen, noch war er seiner Sache nicht sicher.

„Komm doch mit, feiger Hund!“ brüllte Vicente wütend. Am liebsten hätte er ihn auf der Stelle über den Haufen gefaßt. Nach einer Weile, bei lautloser Stille, sprach Clausen: „Gut, Vicente, das nächste Mal reite ich mit.“

Der Lohntag war fälltig. Clausen hatte das Einverständnis des Inspektors erwirkt, der sich nichts Gutes davon versprach. In seiner Bude bereitete sich Clausen vor für den Akt, säuberte die Pistole, die ihm verblieben, den Lauf und den Hügel, die ihm jahrelang Brot-erwerb war, mit der er im Firtus die Massen begeistert hatte, wenn er blind auf lebende Ziele schob. Es war eine brauchbare Pistole. Von dieser Meisterschaft wußte Vicente allerdings nichts. Dann nahm der Deutsche seinen Sombro, griff in die Hosentasche, holte einen verwegten Spiegel hervor und besichtigte ihn unter der Innentreppe des Strohhutes.

Gemeinsam ritten sie am frühen Morgen zur Bahnhstation von Calama. Der Weg führte über eine einsame Gegend, über Geröll und Sand. Vicente war auffallend freundlich, reichte die Flasche herüber, die Clausen auch nahm. Eine Ablehnung kam tödlicher Beleidigung gleich. So erreichten sie nach Stunden Calama und empfingen die Lohngeber.

Nachdem sie die Summen gezählt hatten, verkaufte sie Clausen in seinen Satteltaschen, und die beiden machten sich auf den Heimritt. Wortkarg und lauernd ritten sie weite Strecken nebeneinander her. Nach einigen Stunden schien Vicentes Pferd hinten zu lahmern und blieb einige Meter zurück. Clausen war nun auf seiner Hut.

Wenn er in seinen Spiegel blickte, konnte er Vicente ständig im Auge behalten. Nun kam das zerpfessene Fluchwort. Reer war es und mit gemaltigen Wäden verlagert. Wieder sah Clausen in seinen Spiegel. Wäde war der Blick des Vicente, feuern und kalt, langsam griff er zum Gürtel, an dem die Pistole hing. Nun wußte Clausen um Vicentes Absicht. Wäden wollte er ihn feige von hinten! Mit der gleichen, unauffälligen Handbewegung griff der Deutsche zur Tasche seines Revolvers, blitzschnell rollte das Drama jetzt ab: Ihre Bewegungen glitten einander wie auf Kommando. Gleichzeitig hielten sie die Pistolen aus den Taschen, gleichzeitig winkelten sie die Arme, gleichzeitig knallten zwei Schüsse, dumpy gaben die Kordilleren das Echo zurück. Nur um Bruchteile einer Sekunde hatte Clausen schneller abgedrückt und Vicente die Pistole aus der Hand geschossen. Wozu war er Kunstschütze gewesen sein Verbot lang!

Vicentes Schuß war ins Leere gegangen, und mehrlos fand er nun da. Die Pistole lag zu den Füßen des Verdes. Clausen hielt die Wäde empor: „Hände hoch!“ Und mit erhobenen Händen zog der Verbrecher in Placilla ein. Nun wußte man in den Minen, wo die Gelder geblieben waren. Man machte kurzen Prozeß in der Mine ...

Duafel. Merkwürdig an diesem denkwürdigen Tag aber war, daß auch Emma pöblich dem interwieren Biergenuss einen gewissen Geschmack abgemann. Mit einem Male — so schien es — begriff sie die ganze Vergangenheit des Mannes, dessen Zukunft sie von nun an teilte. Duafel verdiente doppelt, und wenn ich vorbatte, mehr als drei Glas Bier zu trinken, trotz ich mich mit beiden, mit Emma und Adam — seit ihrem Hochzeitstag ein unzerrennlich Paar.

Nun ist es aber so: Käuft einer in der Familie, ist es ein Kreuz, trinken jedoch zwei so heftig, führt solcher Durst zur Katastrophe. Emmas Wirtschaftsgeld wurde knapp und knapper, und eines Tages vertrat Adam seiner Frau gegenüber sehr energisch den Standpunkt, es genüge durchaus, wenn er „auskaltete“.

Emma war anderer Ansicht, und siehe da, es erwies sich, daß selbst die feierliche und rührende Zeremonie auf dem Standesamt keine so nachhaltige Wirkung auf zwei einander angetrannte Menschenfinder ausübte, als daß nicht Dant und Haber sie zu trennen vermöchten. Man konnte auch von den etwas dickeren Fingern der rechten Hand die Ringe verhältnismäßig mühelos abstreifen und sie sich vor die Zähne werfen.

Emma klagte auf Scheidung. Man könne ihr — so führte ihr Prozeßvertreter aus — die Fortsetzung der Ehe mit dem anderen, selbstverwundlich alleinstehenden Teil nicht länger zuzumuten. Aber auch Adam hatte einen tüchtigen Anwalt — mich. Ich behauptete also daselbe wie mein Kollege auf der Gegenseite, und daher kam es, daß das Gericht beide Teile für schuldig befand und auf Scheidung erlachte.

Emma schloß sich beschwert und legt Berufung gegen das Urteil ein. Der Prozeß ging weiter, und es erwidrigt sich zu sagen, daß Adam gerade in dieser Zeit erfolgreich „auskaltete“.

Nun geschah es, daß auch Emma — in ihrem Gemütszustand mindestens ebenso angegriffen — ihren Durst nicht länger zu bezähmen vermochte und ihn nicht anderswo stillen zu können glaubte als eben — bei Duafel. Anfangs saßen sie an verschiedenen Tischen. Aber als sie beide schon längst weitaus mehr als drei Glas Bier zu sich genommen hatten, kamen sie sich näher. Am Ende saßen sie an ein und demselben Tisch, verzehrten sich und gingen gemeinsam nach Hause.

Alles wäre wieder gut gewesen, wenn Emma nicht spontan gleich an diesem Abend ihrem Anwalt eine Anklageskarre von vierhundert Mark geschickt hätte. „Nehmen Sie die Berufung zurück!“ schrieb sie, und Adam schloß sich mit freudigen Grüßen erhaben an.

Mein Kollege, der in bestem Glauben annahm, die Klägerin habe sich von der Ausschichtslosigkeit ihres Unternehmens überzeugt und begnüge sich mit dem Urteil der ersten Instanz, führte den Auftrag seiner Mandantin ordnungsgemäß aus, ohne nur die leiseste Ahnung davon zu haben, daß Emma in Wirklichkeit um Zurücknahme der Klage hatte bitten wollen. Kurzum — die Berufung wurde zurückgenommen, und das Urteil der ersten Instanz rechtskräftig: Die Ehe war gelichtet.

Indes lebten Emma und Adam friedlich zusammen, tranken abends kleine Helle und zankten sich in diesen zweiten Flitterwochen nie. Aber sie lebten — und sie wußten es nicht, die Glücklichen — in wilder Ehe. Sie waren einigermassen erkannt, als ich es ihnen sagte.

„Steden wir halt den Ring wieder an die linke Hand!“ sagte Adam schüchtern und lud mich zur Verlobung bei Duafel ein. Emma und Adam entlobten sich in der Folgezeit nur noch einmal ganz belanglos und kurz, dann befehlten sie schnell das Aufgebot.

Wieder waren Duafel und ich Zeugen, und auch diesmal ging es hoch her.

Aber mit der Zeit wurde es stiller — immer stiller. Wir sind älter geworden. Wenn wir — Emma, Adam und ich — einmal das Bedürfnis haben, drei Glas Bier zu trinken, treffen wir uns und sprechen von früheren Zeiten.

Zwischen Emma und Adam gibt es heute nur noch einen strittigen Punkt: Sie wissen nicht, wann sie selberne Hochzeit feiern sollen. „Zweimal!“ sagt Adam in altem Reichthum. Emma als barsame Hausfrau jedoch plädiert für den zweiten Hochzeitstag — das ist noch länger hin.

Aber wie dem auch sei — darüber sind wir uns alle drei einig, und das haben wir uns fest vorgenommen: Auf welchen Tag dieses Fest auch falle, an dem Abend wollen wir alle noch einmal mehr als drei Glas Bier trinken.

Ein neuer deutscher Soldatenfilm entsteht

13 Mann und eine Kanone



Oben: Die Wehrmacht spielt mit. — Ein lustiger Schnappschuß aus einer Drehpause des Bavaria-Films „13 Mann und eine Kanone“, bei dem Wehrmachtangehörige mitwirken.
Links: Der Kommissar der Feldpolizei (Otto Wernicke) beim General (Friedrich Kaufler).

Im Sommer 1916 befindet sich das General-Kommando eines deutschen Armeekorps an der Ostfront in einer schicksalsschweren Lage: die Russen bereiten vor dem Abschnitt des Korps einen Groß-Angriff vor, und die Zahl der dort zur Verfügung stehenden deutschen Truppen ist sehr gering. Der Generalstabs-

chef, ja sogar der Kommandierende General selbst fordern beim Armeekorps-Oberkommando Verstärkungen an. Aber es können keine Verstärkungen zur Verfügung gestellt werden, weil stündlich der Krieg mit Rumänien ausbrechen kann. Statt dessen erhält das General-Kommando eine Spezial-Batterie, Fernge-

schütz 500, das mit seiner gewaltigen Reichweite die rückwärtigen Verbindungen des Feindes stören und dadurch die Vorbereitungen der russischen Offensive weitgehend beeinträchtigen soll.
Dreizehn Mann und eine Kanone sind es, die vor einer ersten Aufgabe stehen und sie auch in aufopfernder Pflichterfüllung und im Geist bester Kameradschaft erfolgreich durchführen. Der Kommandierende General selbst nimmt Veranlassung, den dreizehn Kanonieren und ihrem Batteriechef seine Anerkennung auszusprechen.
In der Nacht, die diesen stolzen Tage folgt, geschieht es, daß das Ferngeschütz 500 bei einem überraschenden Feuerüberfall schwerer feindlicher Batterien zerstört wird: der russische Generalstab, dem das Ferngeschütz 500 bei der Durchführung seiner Offensiv-Maßnahmen ein gefährlicher Gegner war, hat einen Augenblickserfolg erlangt — die fürchtbare deutsche Spezial-Batterie ist außer Gefecht gesetzt und zwar, wie der Batterie-

chef, Hauptmann Grothe, selbst feststellen muß, durch Verrat — zwei Leuchtraketen und ein in Brand geleiteter Baum haben der russischen Artillerie Schußrichtung und Ziel gemeldet.
Die Stellung des Ferngeschützes ist wegen seiner eminenten Wichtigkeit auf allen Seiten durch Feldwachen von der Außenwelt abgesperrt. So muß zwangsläufig der Verdacht aufkommen, daß der oder die Verräter unter der Befehlsung des Ferngeschützes zu suchen sind.
Jeder einzelne der Kanoniere ist ein guter Soldat und in seiner Art ein prächtiger Mensch. Um so fürchtbarer lastet auf den Gemütern der Kanoniere der Druck, des schlimmsten Verbrechens verdächtig zu sein, dessen sich ein Soldat schuldig machen kann: des Kriegsverrats. Aber diese dreizehn Mann sind nicht verfallen — ihr Hauptmann kennt seine Leute und steht zu ihnen, wenn auch schlimme Verdachtsgründe gegen den einen oder den anderen der Kanoniere sich häufen. Und nach anfänglichen Zweifeln gelangen auch die dreizehn Kanoniere im Geist ihrer alten Kameradschaft zu der festesten Überzeugung: keiner von uns kann der Täter sein!
Inzwischen hat ein Berliner Kriminal-Kommissar, der zur Feldpolizei kommandiert ist, eine geschickte, gründliche Untersuchung der Angelegenheit durchgeführt — das Ergebnis sei im Interesse der Spannung des Zuschauers nicht verraten. Die gerechte, menschliche Haltung der Vorgesetzten und die kameradschaftliche Treue der Kanoniere zueinander klängen zusammen in einem hohen Lied deutschen Frontsoldatenums.



Aufn.: Bavaria (3)

BRIEFMARKEN-ECKE

Die Briefmarke als deutsches Kulturzeichen

Die Briefmarke als Kulturzeichen hat im Laufe der Jahre eine immer steigende Bedeutung erlangt. Der Formwille der ersten Postwertzeichen wurde im Einklang mit dem Gebrauchswillen zwangsläufig in die Linie des Münzenbildes gemietet. Das entsprechende Postwertzeichen als Markenbild aufgenommen. Langsam, sehr langsam löste man sich von den strengen Vorbildern und entwickelte in allen Ländern einen den kulturellen Bedingungen und Anschauungen der betreffenden Länder angepaßten eigenen Briefmarkenstil. Der Formwille, und die sich daraus gestalteten Motive sind unendlich verschieden, aber gerade dadurch sehr reizvoll. Von gelegentlichen Entgleisungen und Geschmacklosigkeiten abgesehen, dürfen wir sagen, daß die Weiterentwicklung der Briefmarke in der Welt sich in durchaus gesunden und künstlerischen Bahnen bewegt. Dabei ist die Briefmarke zugleich eine nationale Urkunde und ihre eingetragene Graphik ist nur der unscheinbare Teil deutscher Kunstausübung, die der weitesten Ver-

breitung in der Welt gewiß ist. Hunderte von Millionen Menschen beschäftigen sich zwar nur flüchtig, 12 Millionen Sammler dagegen in allen Winkeln dieser Welt sehr innig mit unseren Briefmarken. Im Gegensatz dazu sehen außerhalb der deutschen Grenzen nur wenige zehntausend Menschen die Bilder unserer großen Maler in den Galerien. In dieser Tatsache ist eine besondere Schwierigkeit verborgen, die sehr behutsam angefaßt sein will. Ein sehr erheblicher Teil der amtlichen Graphik dient überstaatlichen Zwecken, soll ihnen auf jeden Fall wenigstens genügen. Will sie diesem Ideal nahe kommen, was sie in ihrer immer nur denkbaren, nie ganz zu erreichenden und zu verwirklichenden Vollendung sein soll — nämlich: großer, einfacher Ausdruck des deutschen Wesens, geistiges Abbild unserer völkischen und staatlichen Eigenart zu sein, gepreßt in bemerkenswerten Formen und Formeln, so sehen wir hier den Weg einer großen und wirkungsvollen Propagandamöglichkeit deutschen Wesens in der Welt, von deren Ausmaß sich der Nichtsammler

gewöhnlich keine rechte Vorstellung machen kann. Jedenfalls — der gestaltende Formwille des dritten Reiches drückt auch unserer Liebhaberei seinen „Stempel“ auf, wie wir das an Hand der verschiedenen Ausgaben der letzten Jahre jederzeit überprüfen können.

Neue Sonderstempel

Graz: 16.—26. Sept. Messe in der Stadt der Volkserhebung, Stempelbild des feierlichen Pantheers.
Berlin: Ausstellung „Gesundes Leben — Großes Schaffen“. 24. Sept. bis 6. Nov.
Halle: Mitteldeutsche Industrie-Ausstellung „Wille und Werk im Land der braunen Erde“. 28. Sept. bis 9. Oktober 38.
Euhl: 9. Okt., 2. Thüringer Postwertzeichen-Ausstellung „Thürpoika 2“.
Machen 1: Ausstellung „Schaffendes Grenzland“, 7.—16. Oktober 1938. Stempelbild, Aachener Rathaus.
Hamburg 36: Postwertzeichenschau „Jugend stellt aus“, am 2., 9., 16. Okt. und am Eröffnungstag des Winternachtsfests 1938.
Frankfurt (Main) 9: Verein für Briefmarkenkunde, 15. u. 16. Okt. 1938. Stempelbild, Frankfurter Dom.
Hamelu, Frankendanktag: 1. u. 2. Okt. 1938. 9 Sonderpostämter, auf dem Bückberg, in Hameln, in der Zeltstadt Ländern und Asserde.

HOLLYWOOD

wie es die Amerikaner sehen

Jad Dempsey, der Boyer, nach seinem ersten Auftreten im Film: „Das ist schlimmer als jwanig Runden Kampf!“

Winfried Chaney, der Sohn des verstorbenen großen Masken-Schauspielers von Chaney: „Ich Filmschauspieler — kommt gar nicht in Frage! Ich bin der Ansicht, daß die Welt nötiger tüchtige Klemperer braucht als schlechte Schauspieler. Im übrigen hoffe ich, mit meiner Klempererei weiter zu kommen als mein Vater mit seiner Schauspielerei.“

Clark Gable: „Geschminkte Frauen sind ja ganz nett — aber ich schätze nun mal Frauen, die zwischen ihren Ohren noch etwas anderes als nur den Extrakt ihres Toiletettisches haben.“

Nachzutragen sind noch Eger und Uch, die seit einigen Tagen einen Freiheitsstempel verabsoluten. Anschriften an die Postämter.

„Der deutsche Sammler“

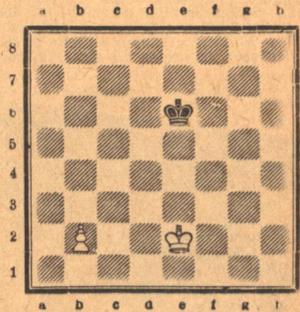
Im Verlag „Volk und Reich“, Berlin B. 9, erscheint bereits im zweiten Jahr die neue Sammlerzeitung „Der deutsche Sammler“, die nach der Zusammenlegung mit dem „Postwertzeichen“ in der größten Auflage das Organ der Sammler-Gemeinschaften der NSD. „Kraft durch Freude“ geworden ist. Ein hervorragender Mitarbeiterstab, der sich aus den besten philatelistischen Köpfen Deutschlands zusammenschließt, sowie die Tatsache, daß diese Fachzeitung zugleich der politischen Ausrichtung der Sammler dienlich ist, sichern ihr einen ausgezeichneten Ruf. Bestellungen durch die Volk, vierteljährlich 0,50 Mk.
Am gleichen Verlag erscheint auch das von uns schon besprochene Briefmarken-Album „Die Marken des dritten Reiches“ in einer außerordentlich zweckmäßigen Anordnung und zu einem sehr vernünftigen Preis. Der Verlag hat ferner den neuen Sonderstempel-Katalog von Julius Wochmann übernommen. Wie wir hören, ist eine zweite verbesserte Auflage vorgegeben, die schon durch die Einbeziehung von Oesterreich in das Reich notwendig wird. Bei dieser Gelegenheit möchten wir nochmals darauf hinweisen, den sehr fleißig bearbeiteten deutschen Zeit zu verbleiben. Unter heimlicher Künstler, der Graphiker Viktor Scherer, hat eine ganze Reihe ausgezeichnete Werbestempel entworfen für unsere höchsten Rurorte und Städte, die künstlerisch sehr ansprechend, eine gute Werbung für unseren Staat als Reichsland darstellen. In der bisherigen Ausgabe fehlen bedeutende deutsche Rurorte und Städte, deren höchst gelungene Stempelbilder von den Sammlern sehr begehrt sind.
Gustav Rabeltz.

Schach

Leitung: Badischer Schachverband, Theo Weibinger, Durlach, Scheffelstraße 7, Folge 40. 2. Oktober 1938.

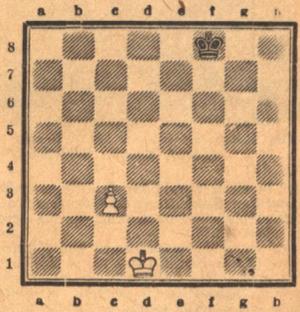
Opposition oder kritische Felder?

(Fortsetzung)
Stellung 8



In der Stellung 8 hat der weiße Bauer die kritischen Felder a4, b4, c4. Weiß, gleichgültig, ob er am Zuge ist oder nicht, kann keines der 3 Felder erobern, so daß das Spiel remis ist. Auf 1. Rd8 folgt Rd5, auf 1. Rd2 folgt Rd6! usw. Schwarz am Zuge spielt 1. ... Rd6!; auf jeden andern Zug gingen die kritischen Felder und damit die Partie verloren.

Stellung 9



In Stellung 9 ist die Überlegung einfach: Die kritischen Felder sind b5, c5, d5. Welches von diesen Feldern ist von dem schwarzen König am weitesten entfernt? Antwort: das Feld b5. Also muß Weiß über c2, b3, b4 auf dieses Feld losgehen: 1. Kc2! Kc7 2. Kc3 Kc6 3. Kc4 Kc4! Nun muß Schwarz entweder das Feld b5 oder d5 preisgeben, wodurch Weiß gewinnt.
(Fortsetzung folgt.)

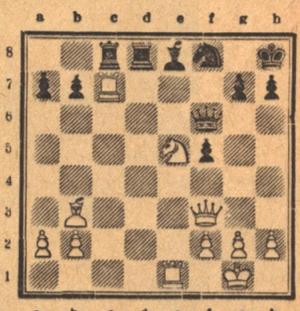
Reizende Schlusswendungen

Die folgende Partie, die wir der September-Nummer des „Schachecho“ entnehmen, wurde in der 1. Runde des westfälischen Meisterturniers in Bad Drenthausen gespielt. Nach einem bekannten Abspiel des Damengambits wählt Weiß im 10. Zuge eine scharfe Fortsetzung und kommt damit zu einem schnellen Erfolg, weil sein Gegner die Theorie der Verteidigung nicht kennt. Schwarz kommt nicht zur Entwicklung seines Damenflügels und wird durch wichtige Mittelspielwendungen zur Strecke gebracht.

Damengambit

- Weiß: Herrmann, Bochum. Schwarz: Schäffer, Dortmund.
1. d2-d4 e5-d4 13. 0-0 d8-e7
2. c2-c4 e7-e6 14. Kf1-e1 f8-b8
3. e3-c3 d7-d6 15. d4-c2 e6-d7
4. Kc1-g5 e6-d7 16. f4-f5 e5-b4
5. e2-e3 f8-e7 17. d2-c4 e4-c6
6. g1-f3 0-0 18. Kc1-c8 d7-f6
7. Ta1-c1 c7-c6 19. e3-e5! e6-f5
8. Kf1-d3 d5-c4 20. Kc4-f7 Kd8-b8
9. d6-c4 e6-d5 21. d4-f8 e8-d7
10. e5-f4 e5-f4 22. Kf7-b3 d7-e8
11. e3-f4 e6-c5? 23. Kc3-c7! Ta8-c8
12. d4-c5 e7-c5

Stellung nach dem 23. Zuge von Schwarz:



Herrmann entscheidet jetzt die Partie durch einige reizende Schlusswendungen!
24. Kc7-f7! Kf8-d6 27. Kf5-c8! e6-e8
25. Kf8-f5 e8-c6 28. d8-e8! Schwarz gibt auf.
26. Kf7-f8! d8-f8
Wenn Schwarz im 26. Zuge mit der Dame den f8 geschlagen hätte, so wäre e6-f1! nebst Matt erfolgt.

Aus der Werkstatt unserer alten Meister

Ein Beitrag zur „Werbeschau des deutschen Möbels“ / Von Dr. Heinz Halbgewachs, Karlsruhe

Wir nahmen die zur Zeit über das ganze Reichsgebiet durchgeführte „Werbeschau des Deutschen Möbels“ zum Anlaß, den nachstehenden Beitrag von unserem Mitarbeiter schreiben zu lassen. In diesem Beitrag geht der Verfasser auf die Quelle der heute mehr und mehr in den Vordergrund tretenden soliden deutschen Möbel zurück und zeigt an einigen Beispielen alter Schränke den Wert alter Meisterkunst.

Die Charakteristik eines Möbelstils liegt weniger in der Wahl der zu verwendenden Motive, als in der Art und Weise ihrer Verarbeitung und Gestaltung, seine Lebenskraft in dem Reichtum der in der Stilentwicklung aufgenommenen Formen und sein bleibender Wert in den idealen Verhältnissen. Die Kunstwerke sind im Gegensatz zu den freien Künsten nicht nur wie diese an den Werkstoff und das Werkzeug gebunden, sondern darüber hinaus den unerbittlichen Ansprüchen des Gebrauchszweckes untertan.



Pfälzer Renaissance-Schrank aus Grünstadt, datiert 1675 (Kurfürstl. Museum Heidelberg)

Dabei ist die Kenntnis der Lebensgewohnheiten und der geschichtlichen Entwicklung, das Herkommen eines Volkes die unerlässliche Voraussetzung für die gerechte Beurteilung seines Stils.

Von diesen Voraussetzungen aus können wir betrachten, daß das Entstehen eines neuen Stiles seine gewollte Veränderung, sein beabsichtigtes, gewaltsames Vorwärtsschieben vom Altbestand her ist, sondern gewissermaßen eine Naturnotwendigkeit, welche durch die teilweise Erschöpfung der bisher üblichen Formen oder das Unzeitgemäße derselben bedingt wird. Dieser Umwälzung fand stets nach großen historischen Ereignissen, oder Hand in Hand mit bedeutenden Umwälzungen auf sozialem Gebiete statt

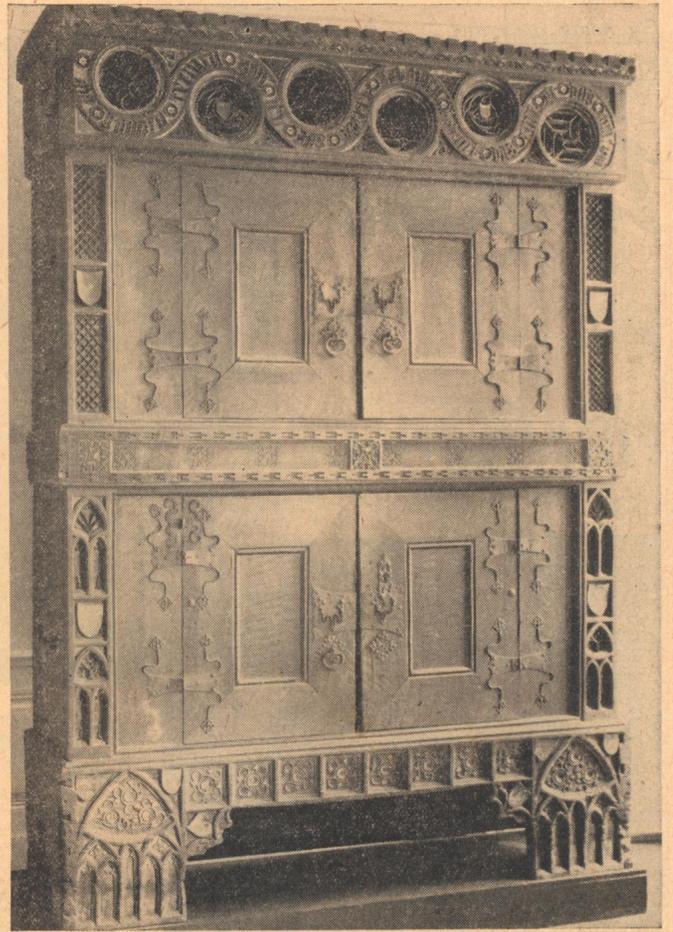
und ist in seinem Verlaufe der klare Spiegel der kulturellen Höhe seiner Zeit. Schreinerer früher und heute ist nicht mehr das gleiche, Hobel und Säge, Stemmleien und Seimlopf als Grundwerkzeuge sind teilweise durch Maschinenleistung abgelöst. Und doch, was die Arbeiten der Alten und ihre Techniken uns noch heute zu lehrreichen Vorbildern macht, ist die Konsequenz, welche in ihrer Erfindung und Durchführung zum Ausdruck kommt. Die Formgebung, die Konstruktion wie die Verzierung ergab sich aus der Beherrschung des Materials. Der Wert ihres Schaffens wird daran gemessen, wie sie an die gestellten Forderungen herantraten und ihren Zwang zu meistern verstanden, wie sie in Einklang mit den Sachgeboten die Körper und Flächen eindrucksvoll zu ordnen und zu gliedern verstanden, wie sie das mannigfache Spiel der Kräfte in den Massen, Umrisse, Verhältnissen und Rhythmen zum Ausdruck bringen und wie sie am rechten Ort zu schmücken verstanden.

Ausschlaggebend dabei ist die innerliche selbständige Verarbeitung übernommener Motive zu völlig Neuem, als Ausdruck ihres eigenen persönlichen Formwillens, auf der Grundlage lokaler Ueberlieferungen und landschaftlicher Eigenart. Mit der Durchsichtskraft, Annahme und Anerkennung dieses Neuen durch das Publikum, ist der Boden für die weitere Entwicklung gewonnen und der Anreiz zu immer größerer Leistung gegeben. Die so entstandene Kunst mit ihrer persönlichen Ausdrucksform bildet ihr eigenes Kunstgebiet und schafft ihre neuen Kräfte aus. Wie sich die verschiedenen Strömungen dann kreuzen und durchdringen und wie bei allem fremden Zutrom eine Selbständigkeit bleibt, gibt dem Kunsthandwerk seine besondere Note.

Während diese alten Arbeiten vom Handwerker selbst stammen, geht die Stilbildung unserer Zeit in der Hauptsache vom Raumgestalter, vom Innenarchitekten aus, wodurch der Handwerker allmählich bloß zum ausführenden Organ wird. Diese Spaltung in Entwurf und Ausführung zu überwinden und die Tradition eines schöpferischen Schreinerhandwerks neu zu festigen, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Zukunft. Die unvergänglichen Meisterwerke der Alten oder sollen die jungen Meister wieder zu maßigen Meistern ihres Handwerks erziehen, damit sie gleich jenen ihre Arbeiten auch selbst schöpferisch gestalten können. Und so wie bei den Alten großzügige Auftraggeber dem Künstler und Handwerker den Boden bereite, auf dem er seine Kunst aufbauen und entfalten konnte, so soll es jetzt das gesamte Volk sein. Hugo Kufelhaus, der Leiter des Amtes Handwerk der NS-Kulturgemeinde, hat in seiner Artkulturserie um die Wiedergeburt des Handwerks im Völkischen Beobachter einmal treffend geschrieben: „Die Haltung der Menschen im häuslichen Alltag, das Gesicht ihres Alltags, die Gestalt der Dinge ihrer Umgebung sind der untrüglichen Gradmesser ihrer Gesundheit im höheren und eigentlichen Sinne der Gradmesser dafür, ob die Individuen in Volk wurden.“

Wir gelangen demnach zum Erkenntnis, wie wertvoll als Schaffen eines gestaltenden Handwerks für die Formung des Volkes selbst ist. Die Achtung vor der bewährten Formleistung, die immer ein geistiges Ding darstellt, sie soll in der Gestaltung durch den Meister, nicht die Kräfte eines einzelnen, sondern diejenigen eines Volkstums wirken lassen. Was das gestaltende Handwerk aber auszeichnet, ist seine Einmaligkeit, denn in jedem

Stück ist ein neues Sich-aus-einandersehen des Geistes mit der Form im Schaffensprozeß lebendig. Dem künstlerisch durchdrungenen Handwerker ist eine Erziehungsanstrengung zu eigen. Es will das Volk durch einen händigen Umgang mit gestalteten Formen zu einem vertieften Erlebnis der Kunst erziehen helfen. Wie können wir ein Kunstwerk, das dem innersten Wesen unserer Zusammengehörigkeit ein anschaufliches Symbol setzt, das den zeitlichen Anstoß zum wirklichen Volkwerden gibt, lieben und verehren, wenn uns das wahre Verständnis für die einfachen Formen verloren gegangen ist. So hat die schöpferische Leistung des Handwerks eine unerlöschliche Bedeutung für das gesamte Volk. Im Vorhergenannten steht immer das Erfüllte der Gegenwart, denn der Handwerker gibt jedem ganzen Stück einen Teil seines Selbst mit. Er kann nicht anders. Und beides, Material und menschliche Leistung, sind so auf unzertrennbare Weise miteinander verbunden. Der Meister des in Abb. 1 gezeigten Schrankes aus dem Jahre 1449 brachte auch äußerlich durch sein geschultes Spruchband zur Schau, daß es aus dem Glauben an das Schöne und Wahre den innersten Antrieb zu dieser Meisterleistung empfing. Die Inschrift lautet: „Mit ganzen Treuen han ich das Wert gebaden. Bedenk das Ende ist das Ende gut.“



Paramentschrank aus Wertheim, datiert 1449 (Schloßmuseum Karlsruhe)

So wird in den Dingen des Hauses, mit denen der Mensch lebt, die Besondereit des Volkes, das unerschöpfbare Schätze seiner volkstümlichen Kräfte zum Ausdruck gebracht.

Urgroßmütter des Nüstlitz

Die Geschichte eines Möbels von E. Fuhrmann-Stone

Schön bist du nicht. Aber wer sagt, daß Schönheit das erste Gebot ist? — Du hast sogar eine Form, die ein wenig, ein ganz klein wenig dünn ist — die beiden Träger links und rechts sind bestimmt etwas zu schmal und zu hoch für den dicken, viereckigen Schubladenkasten obenauf. — Du mußt das schon entschuldigen, — aber es ist wirklich so. Du bist zerfurchen. Hier und dort ist das furnierte Abgesprungen. Kraker hast du genug, tausend Fernwege kreuz und quer auf dem schweren Deckel. Dann hast du aber über dem Fußbrett, das irgend jemand schwarz geölt hat, eine längliche Holzleiste. Ich weiß, daß da der Nüstlitz in Ruhe hingehört, oder das Kloppeleisen. Aber ich muß oft denken, daß es für ein winzig kleines Menschenkind eine herrliche Wiege sein würde. Es ist wie eine braune, immer bereit, freundlich geöhlte Hand.

Elf Fächer, schmale, viereckige, breite, winzige sind in deiner Schublade und etwa zwanzig Rippen für Garn und Faden. — Das alles ist aber gar nicht wesentlich. Dazu braucht man nicht hundert Jahre alt zu sein. Das Wesentliche ist, — daß Du Wesen hast, lieber Nüstlitz, ein liebevolles, vertrautes, und doch so seltsam unklärbares, braunes Wesen.

Es war 1881, als du gemacht wurdest. — Goethe schrieb noch am Frank. — Beethoven war vor drei Jahren gestorben. — Napoleon vor zehn Jahren. —

Da sah Urgroßmutter schon an diesem Nüstlitz, den Kopf über ihn gebeugt, die Vocken fielen links und rechts unter dem Häubchen hervor an den Wangen herunter, — nähte, stützte, an hellen, an grauen Tagen. Stille Gedanken zwischen bunten Perlen am roten Tabaksbeutel, dachte, was Frauen denken, hatte Leid und Freud, wie Frauen vor ihr und nach ihr. Legte bünd-

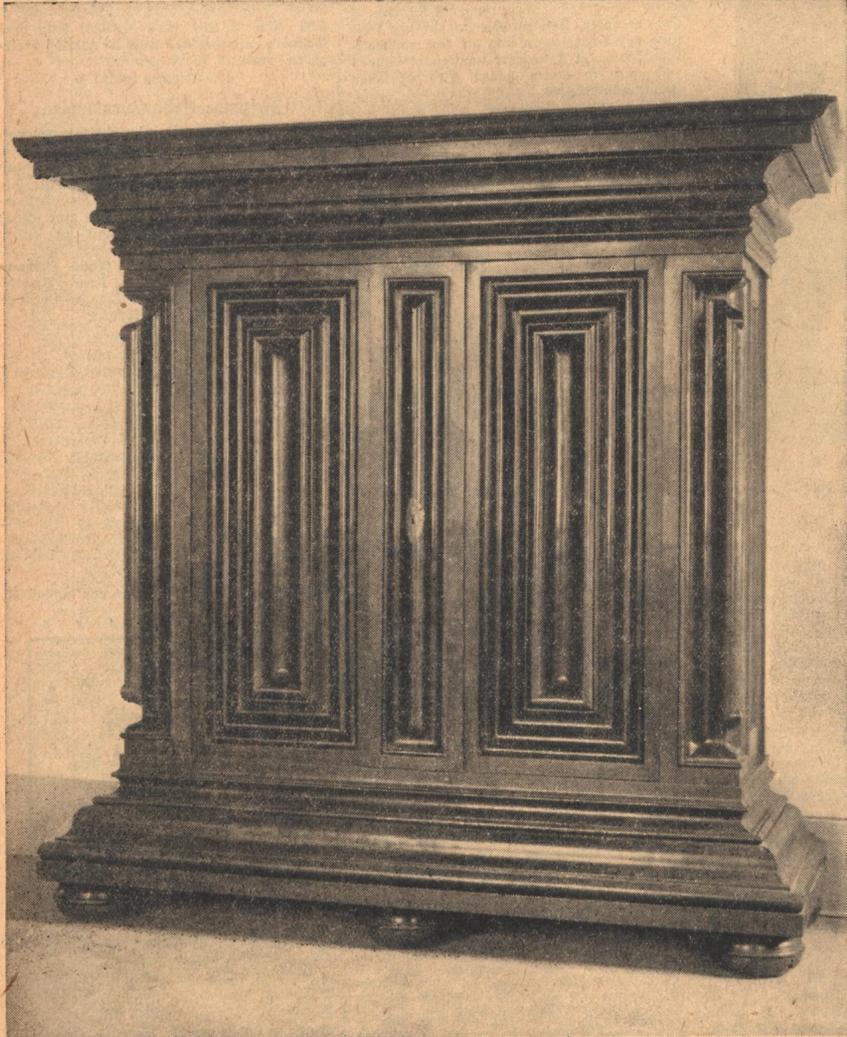
gemundene Briefe und die braune Haarsträhne ins verflochtene Fach, nähte Säcken für Lavendelblüten, einen flüderfarbenen Pompadour und strickte graue, schafwollene Unterwäsche. Lachte heimlich einmal, oder wuschte ein Tränlein von den dicken Küchenlippen, nähte den Dux an das schwarze Samtbünd und stützte Urgroßvaters braune Weste mit gelber Seide. — Und dann kam das Kindlein, die Großmutter unserer heutigen Generation. Das Wiegebünd lag auf dem braunen Deckel. Und später — der Nüstlitz wanderte aus, wenderte mit, hierhin, dorthin, neben allen Schicksalen getreulich her.

Immer aber ein gebeugter Frauentopf über ihm, bis in die Dämmerstunde hinein. — Keiner weiß es, keiner kann sagen, was man alles mit den Fäden vernäht, verstrickt, verknüpft, was man vor dem alten Nüstlitz singend, entwirrt. — Liebe — und Leid — Zuversicht und Glaube, — Angst und Hoffnung. —

Und das ist es! — Das Viele, Bunte, das alte Schicksalhafte, das gegenwärtig wird auf leuchtend, herobte Augenblicke. — Das ist es, das Lebendige, das in dich hineingebeimelt ist, das seine Quellen hinterließ, das nun aus dir herausredet. — Das Schwebelische, — das Herzverwandte, irgendwie aus Heute gebundene, — die Summe verwehten Raufens, vergangener Worte, über dich gegoffener Gedanken. —

Hundert Jahre Frauenleben, — hundert Jahre Frauenlieben, — ist doch eines im anderen beschlossen. Hundert Jahre, — wach ein Maß neben der gedankenschleunigen Wunderwelt im Aether, neben den Geräten und Gefährten heutiger Freude und Not. — hundert Jahre. —

Das ist es. Das gab Dir mehr als man sieht, mit sachlichen nüchternen Augen abtafelt, das gab Dir das Geheimnis.



Frankfurter Kehlschrank um 1700

(Stadtgeschichtliches Museum Frankfurt a. Main)

NACHTMUSIK

Golden schimmern die Gestirne,
Mondschein silberbleich
Flutet aus der blauen Ferne
Wunderseligem Reich.

Lieheldäcker traumverloren
Ragen in die Nacht.
Aus den Marktplatzbrunnenrohren
Sprudelt es ganz sacht.

Musikanten kommen leise
Durch die Gasse für,
Stellen sich umher im Kreise
Vor des Mädchens Tür.

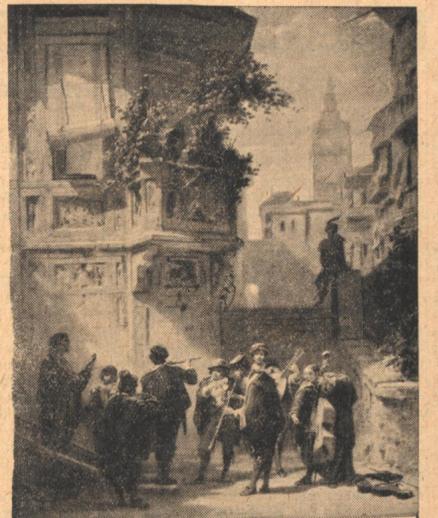
Laut, Flöte, Klarinette,
Geig und tiefer Baß,
Spielen fröhlich um die Wette
Vor dem Brautgelaß.

Allzu rasch verrinnt die Stunde
Und des Ständchens Klang,
In der Gassen stille Runde
Tönt Nachtwächtersang.

Musikanten, wie gekommen,
Schleichen leis nach Haus,
Und das Mädchen, tief beklommen,
Löscht sein Lämpchen aus.

Golden schimmern die Gestirne,
Mondschein silberbleich
Flutet aus der blauen Ferne
Wunderseligem Reich.

Fritz Wilkendorf





München
feiert sein
Oktoberfest



München und sein Oktoberfest, zwei untrennbare Begriffe. Gerade jetzt erreicht es wieder seinen Höhepunkt



Auch die Pferde haben ihren Ehrentag. Festlich geschmückt präsentieren sie sich beim großen Festzug in kostbaren Geschirren



Der geliebte Maßkrug darf natürlich auch nicht zu kurz kommen bei einem Besuch auf der „Wiesen“



Nicht nur die kleinen, sondern auch viele große Besucher des Oktoberfestes stürzen sich auf die mannigfachen prächtigen Schaukeln und Riesenräder

Wir
kennen sie
auch so

wie die bösen Karikaturisten
sie sehen:



W. Trautschold

Der gutmütige Dritte: Rudi Godden



W. Trautschold

Der allen Situationen gewachsene lustige Paul Kemp



W. Trautschold

Die mundfertige Grete Weiser



W. Trautschold

Der strahlende Sieger: Hans Albers

Zeichnungen: Tautschold-Tobis

Aufn.: Schweizer (2), Schmauß, Bartky-Bavaria —
Zeichnungen: Schweizer